Peter Lebrecht.

Eine Geschichte

ohne Abentheuerlichkeiten.

Erster Theil.

Berlin und Leipzig,
bey Carl August Nicolai,
1795.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Peter Lebrecht.

Erſter Theil.

Peter Lebrecht.

Erstes Kapitel.

Vorrede.

Lieber Leser, du glaubst nicht, mit welcher innigen Wehmuth ich dich diese Blätter in die Hand nehmen sehe, denn ich weiß es voraus, daß du sie wieder wegwerfen wirst, sobald du nur einige flüchtige Blicke hineingethan hast. Da mir aber deine Bekanntschaft gar zu theuer ist, so will ich wenigstens weder alles mögliche versuchen um dich festzuhalten; lies daher wenigstens das erste Kapitel, und wenn wir uns nachher nicht wiedersehen sollten, so lebe tausendmal wohl. —

Um deine Gunst zu gewinnen, müßte ich meine Erzählung ungefähr folgendermaaßen anfangen:

„Der Sturmwind rasselte in den Fenstern der alten Burg Wallenheim. — Die Mitternacht lag schwarz über dem Gefilde ausgestreckt, und Wolken jagten sich durch den Himmel, als Ritter Karl von Wallenheim auf seinem schwarzen Rosse die Burg verließ, und unverdrossen dem pfeifenden Winde entgegen trabte. — Als er um die Ecke des Waldes bog, hört' er neben sich ein Geräusch, sein Roß bäumte, und eine weibliche Schattengestalt drängte sich aus den Gebüschen hervor." — — —

Ich wette, du wirst es mir nicht vergeben können, daß ich diese interessante abentheuerliche und ungeheuerliche Geschichte nicht fortsetze, ob ich gleich, wie das der Fall bey den neuern Romanschreibern ist, selbst nicht weiß, wie sie fortfahren, oder gar sich endigen sollte.

In meinem Nes will ich gerissen seyn! rufen die Leser, und die Dichter thun ihnen hierin auch so sehr den Willen, daß ihre Erfindungen weder Anfang noch Ende haben. Der Leser aber ist zu-

frieden, wenn es ihm nur recht schauerlich und grauerlich zu Muthe wird. Riesen, Zwerge, Gespenster, Hexen, etwas Mord und Todtschlag, Mondschein und Sonnenuntergang, dieß mit Liebe und Empfindsamkeit versüßlicht, um es glatter hinterzubringen, sind ungefähr die Ingredienzien, aus denen das ganze Heer der neusten Erzählungen, vom Petermännchen bis zur Burg Otranto, vom Genius bis zum Hebeltramer, besteht. Der Marquis von Grosse hat dem Geschmack aller Lesegesellschaften eine andere Richtung gegeben, aber sie haben sich zugleich an seinem spanischen Winde den Magen verdorben; mit Herrn Spieß hat man sich gewöhnt, Ueberall und Nirgends zu seyn; und keine Erzählung darf jetzt mehr Anspruch machen, gelesen zu werden, wenn der Leser nicht vorhersieht, daß ihm wenigstens die Haare dabey vergan stehen werden.

Ich wette, wenn Jakob Böhm noch lebte, er gehörte zu den ämsigsten Romanschern, denn viele sind ihm aus der Seele geschrieben. Es ist eine förmliche Contre-Revolution gegen die ehemalige Aufklärung und Freygeisterey ausgebrochen; man sollte fast glauben, aus Rom oder Bayern wäre

ein ganzes Heer schöner und halbschöner Geister ausgeschickt, um die ehemalige Rechtgläubigkeit in Indigenum zu restituiren.

Um kurz zu seyn, lieber Leser, (denn ich sehe, du fängst an, bös zu werden,) will ich dir nur mit Deinen Worten sagen, daß in der unbedeutenden Geschichte meines vergangenen Lebens, die ich dir jetzt erzählen will, kein Geist oder Unheil auftritt; ich habe auch keine Burg zerstört, und keinen Riesen erlegt; ich versichere, ich sage dieß nicht aus Bescheidenheit, denn wäre es der Fall gewesen, ich würde es auch, der Wahrheit nach, erzählen.

Auch muß ich dir leider noch bekennen, daß ich mich in keine geheime Gesellschaft habe einweihen lassen; ich kann dir also keine mystischen und hieroglyphischen Cärimonien beschreiben, ich kann dir nicht das Vergnügen machen, Zauberei zu erzählen, weil denen ein nicht eine Seite verstehst. — Ich sehe schon, ich muß dir unausstehlich langweilig werden. —

Indessen ist es die glückliche Idee, durch seine Beschreibung das Gemüthe und Gewissen der Leser zu überraschen. Es ist ihm

auch nun wirklich so sehr gelungen, daß das pecus imitatorum unzählbar ist, wie der Sand des Meers. Alles hat sich rasch die Thränen der Empfindsamkeit aus den Augen gewischt, die Cypressen und Myrthen im Haare sind verwelkt, statt der Seufzer hört man Donnerschläge, statt eines Billet doux oder eines Händedrucks, nichts als Gespenster und Teufel! — Wenn man noch nicht zugiebt, daß die schöne Literatur der Deutschen an Kraft gewonnen hat, so weiß ich nicht, was ich antworten soll.

Das ist jetzt auf der großen Chaussee der Messen ein Fahren und Reiten! Hier ein Schriftsteller, der mit seinem Helden geradewegs in die Hölle hineinjagt; dort eine Kutsche, hinter der, statt des Lakays, ein glänzender Genius steht; dort galloppirt ein andrer, und hat seinen Helden auf dem Pferde vor sich; dort wird einer sogar auf einem Esel fortgeschleppt, und droht in jedem Augenblick herunter zu fallen; — o Himmel! man ist in einer beständigen Gefahr, zertreten zu werden! — Wohin ich sehe, nichts als Revolutionen, Kriege, Schlachten, und heilige Heerschaaren! — Nein, ich vermeide diese geräuschvolle Landstraße, und

ſchlage dafür lieber einen kleinen Fußſteig ein, — was thut's, wenn ich auch ohne Geſellſchaft gehe; vielleicht begegnet mir doch noch ein guter unbefangener Menſch, der ſich, eben ſo wie ich, vor jenen ſchrecklichen Polterageiſtern fürchtet! —

O wenn doch ein neuer Sokrates in der Welt der Romane aufſtände, der die Phantaſie aus dem Gebiet des Unsinns in das wirkliche Leben zurückwieſe! — Mit Muſäus Darſtellungsgabe und Laune, — doch wer weiß, ob er jetzt ſelbſt gehört würde, oder wir würden dann wieder mit Lebensſcenen oder Geſchichten aus der wirklichen Welt, überſchwemmt. — Ich ſehe ein, daß wen das Schickſal einmal zum Leſen verdammt hat, für den iſt kein Entrinnen aus dieſem Jammerthal.

Aber wird es nicht bald Zeit werden, meine versprochene Geſchichte anzufangen? — Ich ſehe, die Leſer die mir noch übrig geblieben ſind, fangen an zu blättern, und ſich wenigſtens nach einigen Vorfällen umzuſehen; — nun, ſogleich, meine ſchönen Herren und Damen, — zuvor muß ich ſie aber doch noch um eine kleine Geduld erſuchen. —

Ich weiß nämlich nicht, ob ihre Lectüre nicht zuweilen in manche Fächer hineingerathen iſt, wo man ſich dran gewöhnt, Schriftſteller recht viel von ſich ſelbſt ſprechen zu hören. Doch, Sie werden ja wohl in manchen unſrer deutſchen Journale bewandert ſeyn, ich darf Ihnen alſo zutrauen, daß Sie nicht böſe auf mich werden. —

Ich heiße, wie Sie vielleicht ſchon werden gemerkt haben, Lebrecht; ich wohne auf einem kleinen Landhauſe, in einer ziemlich ſchönen Gegend. Ich ſchreibe dieſe Geſchichte alſo nicht aus einem Gefängniſſe, noch weniger, (mir thut der Kopf bey dem bloßen Gedanken weh,) den Tag vor meiner Hinrichtung, ob es Ihnen gleich vielleicht außerordentlich vielen Spaß machen würde. Ich bin nicht melancholiſch noch enthuſiaſtiſch, eben ſo wenig bin ich verliebt, ſondern meine gute junge Frau ſitzt neben mir, und wir ſprechen beſtändig ohne Enthuſiasmus oder zärtliche Anerinnerungen miteinander; — ja, ich weiß am Ende wahrhaftig nicht, wo das Intereſſe für meine Erzählung herkommen ſoll. —

Sehn Sie, meine Geſchichte iſt zwar nicht ganz gewöhnlich und alltäglich, aber es fehlt ihr

doch das eigentlich Abentheuerliche, um sie anziehend zu machen; — die einzige Hoffnung, meine schöne Leserinnen, die mir übrig bleibt, ist, daß Sie gerade von der Langeweile so geplagt werden, daß Sie mich aus bloßer Verzweiflung lesen.

Ich muß Ihnen also vorderst bekennen, daß ich ein Mitglied der katholischen Kirche bin. —

Nicht wahr, Sie lachen über die albernen Vorurtheile, daß ich dieß noch mit in Anschlag bringe?

Freilich ist man jetzt so aufgeklärt, daß man gar keinen Unterschied unter den Religionspartheyen mehr macht; man fängt selbst an, die Juden nicht mehr für eine andere Art von Menschen zu halten; die beliebten Unterredungen und Disputen drehen sich alle um diesen Gegenstand; man schämt sich andere Religion mehr, als die, zu welcher sich unsre Aeltern bekennen, ohne weder mit der einen noch der andern Parthey bekannt zu seyn, — o was haben wir nicht in den neuern Zeiten für Fortschritte in der Toleranz gemacht!

Aber ich habe nun schon viele der eifrigsten Bekenner der Toleranz gesehen, die einen andern Menschen darum haßten, weil er ein Arminianer

nach ihrer Meinung war; jener schützte vor
gegen den Demokraten.

Ach, die meisten Menschen müssen immer einen Titel haben, unter welchem sie leben können. Der verfolgende Parteigeist ist aus der Religion in die Politik übergegangen; der Himmel verhüte, daß wir hier nicht eben so entehrende Verirrungen des menschlichen Herzens erleben! —

Ich bin also, um es dem Leser noch einmal zu wiederholen, Katholik; (Demokraten und Aristokraten kannte man in jenem Zeitpunkt noch nicht, in welchen meine Geschichte fällt;) und zum Verständniß dieser Geschichte ist es nothwendig, daß der Leser die Ruhrd wisse, unter welcher ich als Bekenner des Christenthums stehe; darum wird er mir die Mittheilung dieser Maximen vergeben.

Ich erinnere mich mit Vergnügen der Vergangenheit; möge es dem Leser auch nicht schwer fallen, mir zuzuhören. —

Hier nun zu meiner Geschichte. —

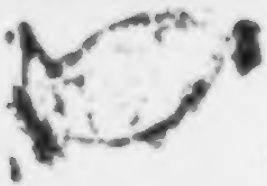
Der eingeht, die Nase eine Kapitel gelesen haben, werden wahrscheinlich auch die folgenden lesen, denn ich habe mit Vorbedacht eine langweilige vorangestellt. —

Zweytes Kapitel.

Meine Jugend. — Erziehung. — Universitätsjahre. — Ich bekomme eine Hofmeisterstelle.

Man sieht freylich, daß ich mich nicht sehr bey der Erzählung meiner Jugend jetzt habe aufzuhalten denke, ob sie gleich, in der Manier vieler unsrer Romanschreiber dargestellt, einen mäßigen Band füllen könnte. — Aber ich denke, das lesende Publikum hat schon seit lange genug und übergenug an den pädagogischen Untersuchungen, Erzählungen von Universitätsverfallen, und dergleichen. Ich verstehe es nicht, alle diese Armseligkeiten wichtig zu machen, darum will ich nur schnell darüber hingehn. —

Als zuerst meine Gedanken erwachten, traf ich mich in einem kleinen Hause eines Dorfes. Ich erinnere mich noch deutlich einer Weide, die vor unsrer Thüre stand, und in deren Zweigen der Schein der Sonne flimmerte. Ein bräunlicher Mann, den ich Vater, und eine sehr freundliche Frau, die ich Mutter nannte, waren meine täglichen



lichen Gesellschafter. Ausserdem hatte ich noch einen Bruder und eine Schwester.

Ich lebte den einen Tag fort, wie den andern, und auf diese Art wird man nach und nach älter, man weiß selbst nicht wie es geschieht. Ich half meinem Vater in Kleinigkeiten auf dem Felde, oder meiner Mutter in der Wirthschaft, oder schlug mich mit meinem Bruder herum. Kurz, mir verging die Zeit sehr geschwind, und ich hatte nie Ursache über Langeweile zu klagen.

Meine Erziehung war die einfachste, und vielleicht auch die beste von der Welt. Ich stand früh auf, und ging früh wieder schlafen. An Bewegung fehlte es mir nicht; meine Mutter Martha schlug mich zuweilen, wenn ich unartig war, trotz ihrer Freundlichkeit, sonst ließ sie mir allen möglichen Willen. Ich sprang, lief und kletterte; fiel ich, so war es meine eigene Schuld, und mein eigener Schade; bekam ich von einem größern Jungen, den ich geneckt hatte, Schläge, so bedauerte mich niemand; hatt' ich mich am Abend unter meinen kleinen Freunden verspätet und erkältet, so war ich am folgenden Abend desto vorsichtiger.

Martye hatte kein pädagogisches Werk studirt, aber sie erzog mich ganz nach ihrem geraden Menschenverstande, und ich danke es ihr noch heute, daß man mich nach keinem Elementarwerk oder Kinderfreunde, in keinem Philantropin oder Schnepfenthal verbildete, daß man mich nicht schon im siebten Jahre zum Philosophen machte, um zeitlebens ein Kind zu bleiben, wie das bey so manchen Produkten unsrer modernen Erziehung der Fall ist. —

Die Gegend des Dorfes war schön und abwechselnd; und auf meinen einsamen Spaziergängen erwachte zuweilen ein gewisses dunkles Gefühl in mir, ein Drang, etwas mehr zu wissen und zu erfahren, als ich bisher gelernt hatte. Vorzüglich, wenn die Glocke die Leute zur Kirche einlud, und nun die alten Frauen, ihren Rosenkranz still betend, daher wackelten, befiel mich eine Art von heiligem Grauen, noch mehr aber, wenn der Priester nun selber kam, und sich jeder im Zuge ehrfurchtsvoll vor ihm neigte, und ich nachher aus der Ferne den Gesang aus der Kirche vernahm. — Bey jeder Mondsfinsterniß empfand ich eine unwillkührliche Ehrfurcht, und trotz dieser

entſtand bald der Wunſch in mir, auch einſt ſo einherzutreten, und von jedem Vorübergehenden den Zoll der Ehrerbietung einzuſammeln. Ich hing im Stillen dieſem Wunſche immer mehr nach, und erwachte oft ſehr unangenehm aus meinen ſchönen Träumen, wenn der Vater mich mit aufs Feld nahm, um ihm in ſeiner Arbeit zu helfen.

So tief liegt die Sucht, ſich über ſeine Nachbarn zu erheben, in der Seele des Menſchen. Ich ſchien auch für den Stand, den ich mir wünſchte, wie gebohren. In meiner Kindheit war es gar nicht meine Sache, viel über einen Gegenſtand nachzudenken, oder wohl gar an irgend etwas zu zweifeln. Marthe mochte mir noch ſo ungeheure Mährchen erzählen, ich hätte mich für die Authenticität des Siegfried und der Hemmonskinder todtſchlagen laſſen; jeden Fremden, den ich durch unſer Dorf wandern ſah, betrachtete ich ſehr genau, ob es nicht auch etwa der ewige Jude Ahasverus ſey. Als man mir gar nach einiger Zeit einige Myſterien unſrer heiligen Religion anvertraute, behauptete ich meiner Mutter Marthe in's Geſicht, ich hätte den Sohn

Gottes auf der kleinen Wiese gesprochen. — Ich gehörte zu jenen unschuldigen Heuchlern, die ihre eigenen Lügen glauben; es war nichts als ein reisender Kaufmann gewesen, der freundlich mit mir geredet hatte.

Man erstaunte über meine grossen und seltenen Talente zum geistlichen Stande; besonders gewann mich der Pater Bonifaz eines benachbarten Klosters sehr lieb. Er sah meine tiefe Andacht in der Kirche, die Festigkeit meines Glaubens, meinen Abscheu gegen jede Art von Ketzerey, — o wie viel Mühe gab sich der gute Mann, mich vollends für die Sache des Christenthums zu gewinnen! Er schenkte mir bunte Bilder von Heiligen, die sich zur Ehre ihres Gottes hatten braten und spiessen lassen, von andern, die, um sich bey ihrem Erlöser recht einzuschmeicheln, und ihm für seine unbeschreiblichen Schmerzen doch auch wieder einen kleinen Gefallen zu thun, — zeitlebens auf einem Beine gestanden hatten. — Ich küsste die heiligen Bildnisse andächtig, und gelobte im Stillen, mehr als alle zu thun.

Dieser Knabe, rief oft Bonifaz in einer hohen Begeisterung, ich ahnde es, wird einst ein

Schutzgott und Reformator der rechtgläubigen Kirche werden; ein Schwerdt in der Hand Gottes gegen die Ketzer, eine Geissel gegen die Freygeister und Gotteslästerer, ein Vernichter der Recensenten und Literatur-Zeitungen, eine Qualmbüchse den Fackeln der Aufklärer! O Himmel, laß einst einen Mann Gottes als Zeitschriftsteller auftreten, der die gepriesene Vernunft zu Schanden mache, der die Irrlehrer mit ihren eigenen Waffen schlage, der der unglücklichen Denkfreyheit Zaum und Gebiß anlege, und als ein Streiter für die Sache des Herrn einst ein geweihtes unvergängliches Ordensband empfange!

Ich verstand zwar von diesen Deklamationen nichts, aber doch nahm ich mir vor, die Prophezeihung meines theuren Bonifaz nicht zu Schanden werden zu lassen; aber das Sprichwort, daß neue Propheten Lügner sind, habe ich auch leider bey ihm nachher wahr gemacht.

Der Pater Bonifaz nahm nun selbst die Mühe auf sich, mich zu unterrichten, da ich in der Schule des Dorfes kein vorzüglicher Geleheter werden konnte. Er bemerkte bald, daß ihm meine Fähigkeiten den Unterricht sehr erleichterten, denn ich

lernte in sehr kurzer Zeit Lesen und Schreiben, auch begriff ich bald so viel vom Lateinischen, daß ich meinem Lehrer sehr verfängliche Fragen vorlegte, die er sich nicht zu beantworten getraute, so sehr er auch als Geistlicher daran gewöhnt war, über Sachen Red' und Antwort zu geben, von denen er nicht eine Sylbe verstand.

Meine Aeltern sahen mich als ein Wunderthier an, und waren ernstlich darauf bedacht, meine ungeheuren Talente nicht ganz verlohren gehen zu lassen. Pater Bonifaz schlug ihnen vor, mich in die nächste Stadt auf ein Gymnasium zu schicken, und dieser Vorschlag ward bald von ihnen genehmigt. Als mir dieser Entschluß angekündigt ward, erfuhr ich zugleich einen andern Umstand, der eigentlich für mich von der größten Wichtigkeit hätte seyn sollen.

Meine Mutter sagte mir nämlich, daß sie und mein Vater nicht meine wahren, sondern nur meine Pflege-Aeltern wären, daß sie mir aber den Namen meines wirklichen Vaters, verschiedener Ursachen wegen, nicht nennen könne; er wünsche indessen, daß ich mich dem geistlichen Stande widme, und wolle mich daher studiren lassen.

Diese Nachricht machte eben keinen besondern und bleibenden Eindruck auf mich, so überraschend sie vielleicht jedem andern Kinde gewesen seyn würde. Ich fiel auf den lächerlichen Gedanken, daß also wahrscheinlich irgend ein Heiliger mein wahrer Vater seyn müsse, und ich sah mich unter diesen nach dem um, der mir dazu am meisten anständig schien. — Meine Aeltern gaben mir ihren Segen und ihre Thränen auf den Weg, Vater Bonifaz hielt eine lange sehr rührende Rede, und ich reiste nach der Stadt ab.

In dieser Stadt war zugleich eine katholische Universität, und ich hatte also gleich die bequemste Gelegenheit, vom Schüler zum Juristen zu avanciren, denn so nannte man hier die Studenten, da man unter dem Namen Student jeden Schüler begriff.

Man hatte mich an den Professor N . . . gewiesen, und dieser nahm sich meiner fast väterlich an; an ihn war das Geld adressirt, das ich vierteljährlich empfing; und ihm hab' ich vorzüglich die Aufklärung meines finstern Kopfes zu verdanken. Er zerstreute nach und nach die schwarzen Phantome, die durch Bonifaz bey mir einheimisch

geworden waren, ein Sonnenſtrahl der Vernunft fiel in die dunkeln Gänge des Aberglaubens und der Schwärmerey, und ich ward unmerklich ein ganz anders Weſen.

So lebt' ich ein Jahr nach dem andern, und war ziemlich fleißig. Ich verließ die Schule, und ward nun im eigentlichſten Verſtande Juriſt, denn die Theologie war mir itzt zuwider. — Ich vollendete den Curſus, und ſtand nun da, als ein förmlich gemachter Mann, aber ohne irgend zu wiſſen, was ich nun in der Welt mit meiner Gelehrſamkeit anfangen ſolle. Ich hatte mich mit hunderterley Sachen angefüllt, ohne mich nur ein einzigesmal zu fragen: cui bono?

Glücklicherweiſe hatte ich neben den juriſtiſchen Wiſſenſchaften auch Sprachen und etwas Philoſophie ſtudirt; und mein Beſchützer, der Profeſſor X... that mir itzt einen Vorſchlag, den ich ſogleich mit beyden Händen ergriff.

Aus W.... hatte ihm der Präſident von Blumbach geſchrieben, er ſey für ſeine Söhne um einen Hofmeiſter verlegen, und bäte ihn alſo, ihm ein ſchickliches Subjekt vorzuſchlagen. X... warf ſeine Augen auf mich, ich ward vom Präſi-

denken angenommen; X . . . gab mir noch manchen geſcheuten Gedanken mit, mit denen ich aber noch nicht recht umzugehen wußte, und ſo machte ich mich auf den Weg nach der großen Stadt W . . . .

Drittes Kapitel.

Der Leſer wird ſehen, daß ich ein Narr bin.

Ich ſetzte mich mit großer Zufriedenheit in den Wagen, der mich an den Ort meiner Beſtimmung bringen ſollte. Ich ward in eine mir ganz unbekannte Welt hineingefahren, ohne Menſchenkenntniß und Kenntniß meiner ſelbſt, ohne genau zu wiſſen, wer ich ſey; nur mit dem Nahmen Lebrecht ausgeſtattet, der, wenn er mir auch eigentlich nicht zukam, mir doch immer als Vorſchrift dienen konnte, nach der ich handelte.

Indem der Wagen fuhr und der Kutſcher fluchte, fing ich an bey mir ſelbſt zu überlegen, von welcher Art meine künftige Beſchäftigung

seyn würde, und ob ich dem Amte auch wohl gewachsen wäre, das man mir anvertraute. — Ich ließ alle meine Kenntnisse und Talente die Revue passiren, und war nicht wenig mit mir selbst zufrieden, als ich die ganze große Masse übersah.

Ich verstehe Latein und Griechisch, sagte ich ziemlich laut zu mir selbst, doch so, daß es der Nachbar nicht hören konnte; etwas Französisch, die Geschichte der alten und neuen Welt kann ich an den Fingern hererzählen, dabey bin ich ein guter Jurist, und verstehe vortreflich mit den Acquits und Papiers umzugehn. Habe ich nicht einmahl disputirt und dreymahl opponirt? Ließ ich nicht zur Freude der ganzen Universität den Disputanten neulich in das scharfsinnigste Dilemma laufen, daß er weder vor noch rückwärts konnte?

Ich bekam eine ordentliche Ehrfurcht vor mir selber, denn ich hatte noch nie die Balance zwischen dem, was ich wußte und nicht wußte, so genau gezogen. Ich hatte das Schicksal der meisten jungen Leute, die den ersten Ausflug in die Welt versuchen. Sie haben sich von Jugend auf nur mit sich selbst beschäftigt, und sich doch kaum

von Einer Seite kennen lernen, sie bemerken an sich selbst nur Vorzüge, an jeden andern nur Fehler. Mit der Miene der Unparteylichkeit treten sie auf die Wagschale, um zu wiegen, wie viel sie werth sind: mit selbstgefälligem Lächeln blicken sie umher, da sie so tief niedersinken, und bemerken nicht, daß auf die andere Schale noch keine Gewichte gestellt sind.

Die Straße war sehr besucht und jedermann, der vorbeyging, grüßte mich sehr freundlich und ehrerbietig; wer vorbeyfuhr, sahe neugierig in den Wagen hinein und machte nicht selten ein spöttisches Gesicht. Doch ich ließ mich alles dieß nicht kümmern. „Vergieb ihnen, sagte ich zu mir „selbst, denn sie wissen nicht, wer hier fährt."

Es war schönes Frühlingswetter und die Gegend, durch welche ich reiste, angenehm und abwechselnd. Meine Phantasie ward von den reizenden Gegenständen, die mich umgaben, angefrischt, ich erinnerte mich gerade zur rechten Zeit, daß ich auch ein paarmal Verse gemacht hätte, um in eine Menge von süßen Träumen zu fallen. Ich hatte mancherley sehr empfindsame Sachen gelesen und die menschliche Gesellschaft kam mir

als eine große, zärtliche Familie vor, in welcher sich nur zuweilen ein Kind vom rechten Wege verlichrt und nur der Zärtlichkeit bedarf, um sogleich wieder zurückgeführt zu werden. Ich nahm mir also vor, ein recht edler, fein empfindender Mensch zu werden, um recht viele Verirrte wieder auf den rechten Weg zu bringen; mir stiegen die Thränen in die Augen, wenn ich mir die vielen Edelthaten lebhaft vorstellte, die ich gewiß noch verüben würde. Besonders aber ward mein Herz gerührt, wenn ich überlegte, welche innige und zärtliche Herzensfreunde ich aus meinen künftigen Eleven bilden würde, wie vielen Dank mir die Eltern schuldig seyn würden, welchen Nutzen der Staat aus meiner Erziehungskunst ziehen würde, wie die ganze Welt meiner künftig mit Ehrfurcht und Rührung erwähnen würde.

Ja, rief ich in meinem Enthusiasmus aus, — die Menschen sind gut, wenn man ihnen nur mit Liebe entgegen kömmt, die Welt ist schön, wenn man nur zu leben versteht! — Ja, ich werde glücklich seyn, mein Glück im Glücke meiner Brüder suchen. — O kommt an mein Herz, ihr

Unglücklichen und Leidenden, hier findet ihr Trost und Hülfe; kommt an meine Brust, ihr Verfolgten und Verirrten, hier findet ihr keinen Haß und keine Unversöhnlichkeit! Die lauterste, reinste Menschenliebe springt für euch in diesem Herzen.

Ich streckte meine Arme sehnsuchtsvoll aus, es schien, als wenn die sonnenbeglänzte Welt meiner Umarmung entgegenstrebe.

Der Fuhrmann, der im letzten Wirthshause etwas zuviel getrunken hatte, wollte in einen Nebenweg einlenken, — unglücklicherweise ging das Hinterrad über einen Erdhügel, die Pferde gingen weiter, — der Wagen knackte und fiel in demselben Augenblicke um.

Der Fuhrmann raffte sich auf, sah seine Kutsche auf einen Augenblick an und fing dann auf die kaltblütigste Weise von der Welt an, die gräßlichsten Flüche auszustoßen. Nach seinen Exclamationen war Niemand als der Teufel mit allen höllischen Geistern an diesem Vorfalle Schuld. Vom Schreck betäubt, lag ich noch immer im Wagen, bis mich der ergrimmte Fuhrmann hervorzog und sich dann Mühe gab, den Wagen wieder aufzurichten.

Ist Er denn toll? rief ich im höchsten Unwillen aus, als ich wieder auf den Beinen stand und zur Besinnung gekommen war.

Haben Sie sich Schaden gethan, junger Herr? fragte der Fuhrmann ganz phlegmatisch.

Nein, aber —

„Nun, so wollen wir Gott danken, daß es „noch so glücklich abgelaufen ist.“

Ach, was! glücklich abgelaufen! — Ich saß in Gedanken und erschrack nicht wenig. — Künftig trink' Er nicht soviel.

„Nun, nun, — wenn der Wagen nur erst „wieder stünde!“

So lange zu trinken, bis man zum Vieh wird und nicht mehr den Weg sehen kann! Pfui!

„Nun, so vergeben Sie's mir nur, es soll „nicht wieder geschehn.“

Ich zankte aber immer weiter fort und ward mit jedem Worte heftiger. Der Fuhrmann wußte nicht, ob er verdrüßlich oder beschämt aussehen sollte; da ich aber immer fort deklamirte und in meinem Feuereifer von der Sünde sprach, daß er das Leben eines Menschen ohne Noth in Gefahr setze, nahm er endlich ein sehr demüthiges Gesicht

an und bat tauſendmal um Verzeihung. — Einige Bauern, die hinzugekommen waren, halfen den Wagen wieder aufrichten, beſänftigt ſetzte ich mich wieder hinein und fuhr weiter.

Ich wurde itzt erſt gewahr, daß die Hand des Fuhrmanns blute, er klagte mir auch, daß er ſich beym Fallen den Arm etwas verrenkt habe. Nun erſt fiel mir die Tirade wieder ein, die mir halb im Halſe war ſtecken geblieben, und ich hätte meiner Seits herzlich gerne den Fuhrmann wieder um Verzeihung bitten mögen.

Ey der ſchönen Vorſätze! ſagte ich zu mir ſelber, aber weit leiſer, als ich die vorige Deklamation hergeſagt hatte. — Kaum fällt der Wagen um, ſo biſt du auch ſchon aus deiner Menſchenfreundlichkeit herausgefallen: ey was würde erſt ein ander Unglück auf dein zartes Herz wirken! — Warum gehörte denn dieſer Fuhrmann nun nicht zu jenen Brüdern, die du ſo feurig an deine Bruſt drücken wollteſt? — Weil er dir einen kleinen Schreck gemacht hatte. — Wahrhaftig, meine Phantaſien haben mich mehr berauſcht, als ihn der Brandtewein, und in meiner Trunkenheit handle ich dreymal inkonſequenter als er. —

Mein Kopf sank um volle dreyßig Grad auf meine Brust hinab, meine Augen und Ideen kamen mir nicht mehr halb so respektabel vor, und daß ich Verse machte, hatte ich rein vergessen. — Auf dieser Reise, die mehrere Tage dauerte, machte ich mehrere ähnliche Erfahrungen. Mein Stolz fing nach und nach an etwas abzunehmen, und ich habe es bey mir jederzeit gefühlt, daß eine Reise mich bescheidner, klüger und menschenfreundlicher gemacht hat. Der weite gewölbte Himmel über mir sagt mir jederzeit, wie armselig ich mich mit meiner Eitelkeit in die Größe der Natur verliehre, jeder Berg macht mich auf meine winzige Person aufmerksam. In jeder Schenke sieht man Menschen, die in so vielen Sachen mit ihrem geraden Sinne weiter reichen, als wir mit aller unsrer feinen und geläuterten Philosophie: bey unsrer Sucht, mit unsrer hohen Aufklärung zu prahlen, wird man alle Augenblicke mit der Nase darauf gestoßen, daß man noch voller Vorurtheile stecke. Sobald ich die Stadt mit ihren Häusern und dem Gedränge ihrer Menschen aus den Augen verliehre, fange ich auch an, mehr in mich selbst zurückzugehn: die

Armseelig-

Armſeligkeiten, die in der Geſellſchaft immer noch einen Anſchein von Wichtigkeit behalten, verlieren ſich in der klaren Natur, — ich ſehe den Glücklichen und den Unglücklichen meinem Herzen näher gerückt, ich verſuche es, die läſtige bunte Kleidung, die uns von Jugend auf angeſchnürt wird, abzuſtreifen und als nackter Menſch dazuſtehn.

Es kömmt mir daher immer ſonderbar vor, daß viele Leute von ihren Reiſen närriſcher, vorurtheilsvoller, eitler und menſchenfeindlicher zurückkommen, als ſie ſie antraten. — Aber dieſe treiben ſich meiſt nur im Gewühl der Menſchen umher, ſie fahren ſchnell der Hütte vorüber nach der Stadt zu, um in der Bereicherung ihrer Menſchenkenntniß ſich durch keine Nichtswürdigkeit aufhalten zu laſſen. Sie lachen, gähnen und verläumden in der großen Welt und denken gar nicht daran, wie elend klein dieſe große Welt gegen Gottes freye große Welt iſt. —

Nachdem wir ſieben Tage gefahren waren, grüßten uns die Leute nicht mehr, die bey uns vorbeygingen: wir kamen an die Thore von W . . . . — Ich werde auf Tod und Leben

examinirt und eine ganze Stunde viſitirt. Man fand nichts Verdächtiges an meiner Perſon und in meinem Koffer und ließ mich fahren. Ich ſtieg in einem Gaſthofe ab.

Viertes Kapitel.

Ich trete als Hofmeiſter auf.

Wenn ich nicht zu ſehr fürchtete, meine gutmüthigen Leſer zu ermüden, ſo hätte ich ſehr große Luſt, mit den Bemerkungen fortzufahren, die ich im vorigen Kapitel abbrach, als ich durch das Thor von W . . . fuhr. Aber mir iſt, als wenn ich meine Leſer vor mir ſähe, vorausgeſetzt, daß mir das Schickſal noch überhaupt welche gönnt.

Da ſeh' ich einige anſehnliche Herren, die dieſe Blätter ganz nachläßig in der Hand halten und ihre Augen über eine gerümpfte Naſe nur ſo verlohren hineinfallen laſſen. — „Alltägliches Zeug!“ rufen ſie unwillig aus: — „auch nicht Ein neuer Gedanke!“ — Sie gähnen, legen

das Buch aus der Hand, und überlassen sich ihrem philosophischen Nachdenken.

„Ich bin nur begierig," sagt ein Herr mit einer sehr spitzen Nase, „ob der Verfasser ein Aristokrat, oder Demokrat ist: ich weiß nicht, ich habe noch gar keine Anspielung auf die jetzigen merkwürdigen Zeitläufte gelesen! — (Nun habe ich zwar gleich in meinem Ersten Kapitel erklärt, daß davon bey mir gar nicht die Rede sein solle, aber daran kehrt sich diese Art von Leuten nicht.) — Seine Frau sitzt neben ihm und studirt Girtanners Geschichte der französischen Revolution, und hat einen Berg von Journalen zum Nachschlagen neben sich. „Zerbrich dir doch nicht den Kopf damit, liebes Kind," lispelt sie und macht ihren ängstigen Blick von Danton und Brissot los, — „der Verfasser ist ein Narr, wie er selbst in der Ueberschrift des vorigen Kapitels sagt; das ist vielleicht die größte Wahrheit, die du im ganzen Buche findest."

Da seh' ich Leserinnen, die gähnen, und andere, die den Kopf schütteln. Recensenten, die das Buch ex officio lesen; die letztern be-

daure ich am meiſten. Sie wollen der leſenden Welt einen Rath geben, ob man dieſe Bogen durchblättern ſoll, oder nicht, — nur kommen ſie mit ihrem guten Rath gewöhnlich erſt, wenn das Buch längſt von der ganzen Welt vergeſſen iſt.

Ich will dieſen Platz dazu wählen, um jedermann, er ſey wer er wolle, wenn ich ihm mißfalle, demüthigſt um Verzeihung zu bitten. Ich weiß, wie leicht man manchmal in's Schwatzen kommt, und wie wenig Mühe es koſtet, wenn man einmal im Zuge iſt. Dem Schriftſteller wird es um ſo leichter, weil ihm Niemand in's Wort fällt und erinnert, daß er langweilig wird: daher jetzt in ſo vielen Büchern das myſtiſch ſüße äſthetiſche Geſchwätz, — das politiſch ſtatiſch prophetiſche Geſchwätz, — das witzig fade zweydeutige Geſchwätz, — das ſentimentale ſchauerhafte Ritter- und Geiſt ergeſchwätz.

Zu ſchwatzen iſt ſehr leicht, aber daß es vernünftige Leute bey dieſem Geſchwätz aushalten, ein ſehr ſeltener Fall.

Wenn es daher zuweilen kommen ſollte, daß ich aus dieſer unſeligen Sucht einen armſeligen Gedanken zuweit ausſpinne, — o mitleidiges

Schicksal, so lenke meinen Blick auf Sterne oder Thümmel, bey deren süßem Geschwätze auch noch der gescheidte Mann etwas lernt, — und laß im tiefen Gefühl meines Abstandes, alles was ich dann noch habe hinzusetzen wollen, in einen langen Gedankenstrich ausarten.

Und nun rasch zu meiner Geschichte zurück.

Ich zog mein bestes Kleid an, überlegte meine Komplimente und ließ mich beym Präsidenten melden. Ich hatte nicht sehr lange im Vorzimmer gewartet, als ein ziemlich großer und ziemlich starker Mann mit einer trocken freundlichen Miene hereintrat und sich nach den ersten Verbeugungen freute mich kennen zu lernen und daß ich angekommen sey. Ich erwiederte, beydes sey meine Schuldigkeit, und auf seinen Befehl geschehen, wobey ich die Verbeugungen nicht sparte, und in einer unaufhörlichen Verlegenheit war.

„Der Professor X . . .," sagte der Präsident sehr verbindlich, „hat mir viel von Ihren Talen„ten und Kenntnissen gesagt und auf seine Em„pfehlung" — —

Ich ward roth, verbeugte mich und husiete.

„Und ich hoffe, daß Sie meine Erwartun-
„gen nicht“ — —

Ich huſtetete ſtärker, ward noch röther und verbeugte mich noch tiefer.

„Ich ſchätze mich alſo glücklich, daß ein jun-
„ger Mann“ — —

Ich brachte in meinem Huſten ſo viele Varia-tionen an, als nur irgend möglich war.

Es wird ſelten der Fall ſeyn, daß, wenn je-mand recht ſehr verlegen iſt, es nicht auch der an-dre werden ſollte, der mit ihm ſpricht. Die Ver-legenheit iſt eben ſo anſteckend, wie Lachen, Me-lancholie, Gähnen und der Schnupfen. Der Prä-ſident erwartete eine große Menge von Gegen-komplimenten, und da dieſe ausblieben, mein Katharr und die Röthe in meinem Geſicht aber mit jeder Sekunde zunahmen, ich mich auch einige-mal beym Ausſcharren in die Fußdecke verwickel-te, und er wahrſcheinlich fürchtete, ich würde mich aus lauter Beſcheidenheit noch zuletzt in den Wandſpiegel retiriren: ſo wußte er am Ende ſelber nicht recht, was er ſprechen ſollte; er ſahe ſich genöthigt, von meinen Lobeserhebungen ab-zubrechen und das Geſpräch auf meine Reiſe zu lenken.

Nun hatte ich mir freylich wohl eine ganze Stunde vorher den Kopf zerbrochen, was ich dem Präsidenten sagen wollte, und es fehlte mir wahrhaftig nicht an Schmeicheleyen und Komplimenten; aber mit einem Komplimente gut umzugehn, ist eben so schwer, wie mit einem Waldhorn. Wer es nicht zu blasen versteht, mag es zehnmal an den Mund setzen, es bleibt stumm; oder bringt man ja einen Ton heraus, so ersöcint, statt der süssen Accente ein so rauher unfreundlicher Schall, daß man sich die Ohren zuhält. — Ich habe oft Leute, die Sottisen sehr kaltblütig und witzig beantworten konnten, bey einem ungeschickt angebrachten Komplimente so roth werden sehn, daß ich mich in ihre Seele schamte; wie viele Feindschaften sind nicht schon entstanden, weil jemand dem andern eine Süßigkeit von der verkehrten Seite präsentirt hat!

So that mir nun wahrlich von allen den schönen Sachen, die ich sagen wollte, die Zungenspitze weh. Ich hoffte immer noch einen Nebenweg zu finden, wo ich einlenken könnte; aber vergebens, das Gespräch ging stets gerade aus. — Die Sache war, daß ich mir den Präsidenten

ganz anders vorgeſtellt hatte, als ich ihn fand. Ich hatte mir ihn als einen ſteifen, trocknen, ſtolzen alten Mann gedacht; ich hatte mir daher eine Menge captationes benevolentiae gedrechſelt, um ihn mir geneigt zu machen, ich hatte Umwege zu ſeinem Herzen geſucht, ſo richtig auf Menſchenkenntniß und die gewöhnlichen Vorurtheile des Adels kalkulirt, ſo fein und neu, daß es mir eine herzliche Freude gemacht hatte. Dabey war ich mir ſo groß und hoch über ihm erhaben vorgekommen, daß ich ſeine Schwächen zu meinem Vortheil zu nutzen verſtehe und ihn dennoch glauben mache, wie ſehr ich ihn verehre. Und nun alles gerade umgekehrt! — Er tritt mir zuvorkommend entgegen, er iſt freundlich und ſagt mir eine Höflichkeit über die andre, er ſcheint zu glauben, daß ich ihm mit meiner Reiſe den größten Gefallen von der Welt gethan habe: dadurch, daß ich auf dieſe Art erhoben ward, ſank ich in mir ſelbſt ganz unbeſchreiblich. Ich wußte meine Rolle vortreflich auswendig, aber als ich auf das Theater trat, ward ein andres Stück gegeben, und ich war nicht Schauſpieler genug, um aus dem Stegereiſe gut zu ſpielen.

Ich erzählte nun meine Reiſe ſo intereſſant, als es mir nur immer möglich war, der Präſident ſchien auch Vergnügen daran zu finden, endlich kam er wieder auf die Urſache meiner Reiſe zurück.

„Ich glaube," ſagte er, „daß man einem „Manne von Talenten, der die Erziehung der „Kinder übernimmt, nie genug danken könne. „Ich finde es alſo billig, daß man ihm ſeine La„ge, die ſehr viele Unannehmlichkeiten hat, ſo „angenehm als möglich mache; Sie wohnen na„türlicherweiſe in meinem Hauſe und eſſen an „meinem Tiſche. Die übrigen Bedürfniſſe erhal„ten Sie ebenfalls und außerdem jährlich zwey„hundert Thaler. — Sind Sie damit zufrie„den?"

Wer war zufriedener, als ich, und ich glaube, daß mich viele Hofmeiſter beneiden werden.

„Ich habe zwey Söhne," fuhr der Präſident fort, „die beyde ſehr gut geartet ſind, und deren „Liebe und Zuneigung Sie ſich alſo ſehr bald er„werben werden. Sie werden die Neigungen „und den Charakter eines jeden kennen lernen „und ihn darnach behandeln; ich traue Ihnen „Menſchenkenntniß genug zu" —

Ich war unſchlüſſig, ob ich roth werden ſollte. —

„Um mit Kindern richtig zu verfahren, die „es noch nicht gelernt haben ſich zu maskiren.“

Ich ward bis über die Ohren roth.

„Den jüngſten werden Sie etwas wild und „ausgelaſſen finden, aber er iſt nichts weniger „als boshaft, und der älteſte, darf ich ungeſcheut „behaupten, iſt ein ganz vorzüglicher Kopf, ein „wahres Genie; Sie werden ſelbſt über den „Knaben erſtaunen, er hat für ſeine Jahre ſchon „außerordentlich viel gelernet. — Ich habe auſ„ſerdem noch eine Tochter, für die ich aber eine „beſondere Erzieherin habe. — Ich hoffe, mei„ne Söhne ſollen unter Ihrer Leitung bald ſehr „weit kommen.“

Ich verbeugte mich wieder; der Präſident ging in ſein Zimmer und ich in meinen Gaſthof zurück. Ich zog noch an demſelben Tage in das Haus des Präſidenten und machte meine Einrichtungen: am folgenden Morgen ſollte ich den Kindern und der Frau Gemahlinn vorgeſtellt werden.

Ich setzte mich in einen Sessel und betrachtete die eleganten Möbeln meines Zimmers, dann überlegte ich meine Lage und zukünftigen Pflichten. — Der Präsident war ein artiger Mann, er hatte mir auch eine Stelle versprochen, wenn ich mehrere Jahre das Amt eines Pädagogen verwaltet hatte, von seiner Großmuth konnte ich eine etwas mehr als mittelmäßige Versorgung erwarten. Die Perspektive meines Lebens war in der That die heiterste.

Meine Bestimmung kam mir groß und ehrenvoll vor. Ich ließ durch meinen Kopf noch einmal alle die pädagogischen Bemerkungen gehn, die ich entweder gelesen, oder selbst gemacht hatte, um sie in meiner jetzigen Lage anzuwenden. Ich nahm mir vor ein vollkommnes System zu erbauen, nach welchem ich meine Zöglinge zu edlen, großen und verständigen Menschen bildete, und ich fiel gar nicht auf die Frage: ob ich die rechte Bedeutung dieser drey Worte auch wohl verstehe? — Der älteste Sohn war ein Genie, — was ließ sich von diesem nicht alles erwarten? Ich konnte wohl gar so glücklich seyn, der Meister eines Menschen zu werden, der

eine Epoche in der Weltgeschichte machte. — Ich legte mich erst spät mit den angenehmsten Vorstellungen schlafen und erwartete sehnlichst den andern Morgen.

Hätte ich freylich damals schon gewußt, daß es in jeder Familie wenigstens Ein Genie giebt, so wäre vielleicht vieles von meinen stolzen Träumen zusammengesunken.

Fünftes Kapitel.

Die Präsidentin und die übrigen Hausgenossen.

Man kann sich vorstellen, daß ich nicht zu lange im Bette blieb, und daß ich mich so gut herauszuputzen suchte, als es mir nur immer möglich war. Ich stand lange vor dem Spiegel, mustierte meinen Anzug, so wie meine Manieren, und nahm mir fest vor, die heutige Unterredung nicht wieder so, wie die gestrige, verderben zu lassen: ich beschloß, mich mit allen meinen Kräf-

en zuſammen zu nehmen. Ich muß noch jetzt
ber mich lachen, wenn ich daran denke, wie oft
h in meinem Gedächtniſſe einige Komplimente
iederholte, damit ſie mir nicht wieder unter den
änden verlohren gingen.

Als ich fertig war, meldete mich der Bedien-
. — Ich trat in das Zimmer der Präſidentin
nd fand die gnädige Frau in einem graziöſen
egligee am Theetiſch. Ich machte meine Ver-
eugungen und ſie die ihrigen, jedes von uns auf
ine eigene Art, ich als unterthäniger Diener, ſie
s gnädige Beſchützerin, die ſich aber in der Ver-
laſſung zu Geringern ſehr glücklich fand. —
s ließe ſich ein eigenes weitläuftiges Kapitel
er die verſchiedenen Beugungen, Neigungen
d Kopfbewegungen ſchreiben: vielleicht, daß
der Leſer im zweyten Theile dieſer wahrhafti-
n Geſchichte findet, denn wenn ich ihn hier mit
einen Reflexionen ſchon wieder unterbrechen
ollte, ſo würde ich nur mit vollem Rechte ſeinen
nwillen zuziehen.

Nachdem die erſten Eingangsredensarten ver-
er waren, die ſich bey jeder neuen Bekannt-
aft mehr oder weniger ähnlich ſehen, fragte

und die Präsidentin mit einem leicht hingeworfe-
nen Tone: Nun, wie gefallen Sie sich in B

Nichts in der Welt hätte mir erwünschter kommen können. — Noch nie habe ich mich so glücklich gefühlt, antwortete ich triumphirend, als seit ich die Ehre habe in Ihrem Hause zu seyn. —

Und nun fuhr ich fort weiter auseinander zu setzen, wie mir daher B... ganz außerordentlich reizend vorkommen müßte. Wenn ich mich in zu große Schmeicheleyen hinein verirrte, so kam mir die Präsidentin auf dem halben Weg entgegen, um mich wieder zurecht zu weisen. — Eine jede zeremoniese Unterredung kömmt mir immer vor, wie ein Strom, auf welchem unaufhörlich Eisschollen gegen eine Brücke anschwimmen. Man sieht immer schon aus der Ferne ein großes, gewaltiges Kompliment einherschwimmen, aber alle Schollen laufen gegen die Eisbrecher auf und fallen so in den Strom zurück. — Auch diese Eisbrecher können von sehr verschiedener Art und Beschaffenheit seyn, sie können in einer Verbeugung, einem Lächeln, in einem Gegenkomplimente bestehen, oder auch darinn, daß man

das Kompliment des andern gar nicht zu verſtehen ſcheint; dieſe letztern ſind von der allerzerſtörendſten Gattung.

Die Präſidentin war eine Frau von mittlern Jahren, mittler Statur, mittelmäßiger Schönheit, mittelmäßigem Verſtande: — kurz, man ſieht, ſie gehörte zu den mittelmäßigen Leuten, deren Zahl in der Welt die größte iſt, ob ſich gleich keiner ſelbſt unter dieſe Rubrik einſchreiben will.

Wir ſchwatzten zuſammen bis zum Mittagseſſen, und ich war heute mit mir ſelber ganz außerordentlich zufrieden. Mein Witz ward zwar in einigen kleinen Vorpoſtengefechten geſchlagen, aber doch ward keine von meinen Batterien zum Schweigen gebracht, noch weniger verlohr ich ein Hauptreffen. Ich ſchien der Präſidentin ſpaßhaft genug vorzukommen, und wir wurden endlich zum Eſſen abgerufen.

Man ſagte mir, daß die Familie alle Tage in einem beſtimmten Saale zuſammen äße; die Familie beſtand aus dem Präſidenten, ſeiner Frau, einer Tochter und ſeinen zween Söhnen: man that mir die Ehre an, mich von dieſem Tage auch dazu zu rechnen, ſo wie die Erzieherin der kleinen Fräulein von Blumbach.

Die Söhne wurden an meine Seite geſetzt, und ich ſahe wechſelsweiſe bald den einen, bald den andern an, um das Genie herauszufinden, aber ich konnte aus nur ſelber nicht klug werden, als mir beyde wie ganz gewöhnliche Kinder vorkamen. Aus dem, was ſie zuweilen ſagten, ſchien ſogar eine Art von Dummheit hervorzuleuchten, von der aber weder Papa noch Mama Notiz nahmen.

Die Tochter ſchien ein ganz artiges, niedliches, kleines Mädchen zu ſeyn; da ſie mit meinen Amtsgeſchäften nichts zu thun hatte, bekümmerte ich mich wenig um ſie. Deſto öfter aber und ganz unwillkührlich fielen meine Augen auf ihre Gouvernante. Ich hatte mir dieſe unter dem Charakter einer gewöhnlichen franzöſiſchen Mamſell gedacht, ſie war mir daher in meiner Vorſtellung immer äußerſt unintereſſant vorgekommen: ich fand aber jetzt, daß ſie eine Deutſche ſey und daß ihre Augen ſo wie ihr Geſicht außerordentlich viel Anziehendes hätten. Mir fielen hundert Stellen vom wunderbaren Zuge der Sympathie ein, die ich bis jetzt immer für baaren Unſinn erklärt hatte. Ihr

ſchönes blaues Auge ruhte zuweilen auf mir und ich konnte ihren Blick nicht ein einzigmal aushalten, mir war jedesmal, als wenn mir die Sonne in's Geſicht ſchiene. Ihre blonden Haare fielen in ungekünſtelten Locken auf den weißen Nacken hinab; in ihrem Weſen herrſchte eine unbeſchreibliche Sanftheit, die faſt an's Melancholiſche gränzte. Ein Wort, das ſie ſagte, klang wie Muſik in meinen Ohren.

Meine Frau hat mir über die Schulter geſehn, und mir jetzt eben lächelnd die Feder aus der Hand genommen; ich muß daher mit meiner Beſchreibung nur aufhören, ich hoffe überdieß, daß jeder Leſer ſich die Perſon hinzudenken wird; kann er es aber nicht, ſo darf er nur irgend eine von den weitläuftigen Beſchreibungen in den neueſten Romanen nachſchlagen.

Ich bemerkte, daß noch ein Gedeck übrig ſey, und war auf die Perſon ſehr neugierig, die noch erſcheinen ſollte. Endlich erſchien ein ſehr wohlgewachſener, junger Menſch, den die Frau vom Hauſe als Herr von Bärenklau begrüßte. Er ſetzte ſich auf den leeren Stuhl neben der liebenswürdigen Erzieherin, und ich war bald

mit mir ſelber einig, daß er, trotz ſeinem einnehmenden Weſen, dieſe Stelle nicht verdiene.

Ich glaubte zu ſehen, daß ſeine feurigen Augen oft den ſanften Blicken des Mädchens begegneten und ich hatte Gelegenheit, eine Menge von Bemerkungen zu machen, von denen die vorzüglichſte war, daß ich gegen den Herrn von Bärenklau ein ſehr linkiſches und ungeſchicktes Benehmen habe. Dieſe Bemerkung that meiner Eitelkeit außerordentlich wehe, ich glaubte daher am Ende, das gewandte Weſen des Herrn von Bärenklau ſey nur ein Zeichen, daß er kein ſo grundlicher Philoſoph ſey, als ich.

Als wir gegeſſen hatten, ging ich mit meinen beyden beſinnungsvollen Zöglingen auf mein Zimmer. Ich fand nun bald, worinn das Genie des älteſten beſtand: er hatte nehmlich ein ganz außerordentliches Gedächtniß für Vokabeln, Nahmen und Phraſen, bey denen er ſich aber gar nichts dachte. Er ſagte mir den gröſten Theil der lateiniſchen Grammatik mit einer Fertigkeit her, die mich in Erſtaunen würde geſetzt haben, wenn ich nicht kurz vorher ein Kunſtpferd geſehn, deſſen viele und wunderbaren Künſte auch auf das

Gedächtniß berechnet waren. Ich fand bald, daß der jüngſte, ungeachtet er nur wenig wußte, weit mehr Verſtand als ſein Bruder hatte, den man durch unzeitiges Lob zu einem eingebildeten phlegmatiſchen Narren gemacht hatte.

Wozu denn die vielen Charakterſchilderungen? höre ich verdrüßlich meine Leſer ausrufen. — Am Ende iſt alles das unnütz und hat weiter gar keinen Bezug auf Ihre Geſchichte, Herr Verfaſſer, die an ſich ſchon langweilig genug iſt. —

Nun, nun, haben Sie nur Geduld. — Sie können jetzt weder von dem einen, noch dem andern urtheilen, denn, meine theuern Leſer, Sie ſtehn immer noch in der Ankündigung oder dem Erſten Akte.

So hätten Sie das ſo einrichten ſollen, daß ſich die Charaktere Ihrer Perſonen in Handlungen zeigen. Dadurch hätte Ihr Buch an Langeweile verlohren und Ihre Perſonen an Intereſſe gewonnen.

Wenn nun dieſe Perſonen aber damals gerade gar nichts thaten, oder wenigſtens nichts vornahmen, was ich bemerkte? — Ich will doch lieber etwas langweilig werden, als Sie mit Lügen amüſiren.

So hätten Sie Ihre Geschichte gar nicht schreiben sollen, denn so wie es bis jetzt scheint, verdient sie es durchaus nicht. — Es ist eine Alltagsgeschichte von der alltäglichsten Art.

Habe ich denn aber das nicht gleich in meinem ersten Warnungs-Kapitel gesagt? —

Doch, wir wollen uns lieber nicht zanken. — Ich wende mich wieder zu meiner Erzählung.

Sechstes Kapitel.

Ich werde verliebt.

„Gottlob!“ hör ich die ungeduldigen Leserinnen rufen, indem sie dieß Kapitel aufschlagen, „der langweilige Mensch fängt nun vielleicht an interessanter zu werden!“ — Ich muß aber bekennen, daß bey so vielen Schriftstellern nichts langweiliger und ermüdender ist, als die detaillirten Beschreibungen des verliebten Approschirens: wie sie vom Blick zum Händsdruck, vom Händedruck zum Kuße und von diesem endlich weiter übergehen; dann sich wieder mit der Vielgeliebten ent-

zweyen, einen eiferſüchtigen Zweyſprach halten, und ſich nach vielen Debatten wieder zu einer Ausſöhnung bequemen, die der Leſer ſchon über zwey ganze Bogen vorausſahe. Wer dieſe Offi= cialberichte von dem Kriege der Liebe gern lieſt, der überſchlage dies Kapitel, denn ich habe mir vorgenommen, nur ſehr im Allgemeinen über mei= ne Liebe zu ſchreiben.

Der Leſer wird es gewiß ſchon errathen haben, daß ich in Niemand anders, als die ſchöne Gou= vernante verliebt wurde. Meine Augen trafen immer öfter und öfter die ihrigen, mit jedem Ta= ge entdeckte ich neue Vollkommenheiten an ihr, mit jedem Tage entwickelte ſich ihre ſchöne See= le reizender. — Ich bemerkte ſehr bald, daß ihr Blick dem meinigen häufiger begegnete, daß ſie roth ward, wenn mein Auge auf ihrer Geſtalt ver= weilte, daß ſie oft meine Geſellſchaft ſuchte, und doch im Geſpräche mit mir in eine Art von Ver= legenheit gerieth. Ich ſchloß aber aus allen die= ſen Bemerkungen bey weitem nicht ſo viel, als ich mit vollem Rechte hätte ſchließen können: ich hielt alles mehr für Zufälligkeit und wagte es gar nicht, dieſe Zeichen auf eine günſtige Art für mich

auszulegen. — In mir ſelber ging eine wunderbare Veränderung vor. — Meine Lehrſtunden, die ich bis jetzt mit großem Eifer gehalten hatte, fingen an mir Langeweile zu machen; meine Zöglinge erſchienen mir um ein großes Theil einfältiger; alle meine enthuſiaſtiſchen Entwürfe kamen mir albern und abgeſchmackt vor. Dagegen ſtieg die Waagſchale auf der andern Seite um vieles mehr als ſie auf der einen ſank: es kam mir vor, als wenn meine Seele eine große Revolution erlitten hätte, es ging ein Licht in mir auf, das alles erleuchtete, was bis dahin dunkel und verworren in mir gelegen hatte. Es hatte ſich mir plötzlich ein helles kriſtallenes Glas vor die Augen geſchoben und ich ſahe itzt die Welt weit ſchöner und reizender als ehedem.

Ich ſehe, wie ſchwer es iſt, das zu beſchreiben, was jedermann einmahl in ſeinem Leben empfunden hat; die Leſer, die durch dieſe Schule gegangen ſind, mögen ſich das übrige ergänzen, die andern würden mich doch nicht verſtehen, folglich kann ich mir die Mühe einer genauern Beſchreibung erſparen.

Die Liebe iſt bey den meiſten Menſchen die erſte bewegende Kraft, die ihre Fähigkeiten entwikelt, und dem trägen, einförmigen Gange des gewöhnlichen Lebens einen neuen, raſchen Schwung giebt. Sie iſt überhaupt das gröſte und nothwendigſte Rad in der menſchlichen Geſellſchaft. Was iſt es anders, als die Liebe, um welche ſich das Intereſſe der ganzen Welt dreht? Iſt ſie nicht der eigentliche Mittelpunkt, um welchen alle Wünſche und Plane der Sterblichen laufen? Die Liebe iſt ein Gegenſtand, über den ſich Niemand zu Ende ſpricht; ihre Jugend iſt unverwelklich, ſelbſt der Greis erinnert ſich am Ende ſeiner Laufbahn noch mit Entzüken der Stunden, in welchen er im Morgenrothe ſtand, das dieſe Gottheit um ihn her goß. Staaten und Familien werden durch dieſen groſen Magnet in ihrem Gange erhalten, und die Schwärmerey einiger Philoſophen iſt eben ſo natürlich als verzeihlich, wenn ſie den Zuſammenhang des ganzen Weltgebäudes durch eine groſe allgemeine Liebe erklären wollten.

Nur wenigen Menſchen gelingt es, ſich von dem Gieſene der Liebe frey zu machen und ſie ſind für unglüklich zu achten; ihnen iſt das Liebe

ausgelöscht, das uns armen Sterblichen durch das trübe Labyrinth des Lebens leuchten muß, sie stehen so albern und ohne Absicht in der Welt da, wie ein Tauber in einem Konzertsaale. — So weit die Sonne scheint, ist Liebe das reinste Element der menschlichen Seele und selbst der Grönländer und Hottentotte ergreifen dieß reizende Band, um sich an die Gesellschaft der übrigen Menschen zu reihen.

Vergebet mir, ihr alle, die ihr mitleidig die Schultern zuckt; die ihr **geblendet** einem eiteln und vergänglichen Ruhme nachjagt, **und verächtlich** das Kleinod des Lebens in eurem Wege liegen laßt; ihr alle, deren Glück mit den Zinsen steigt oder fällt: — gönnt mir meinen Irrthum, ich **will euch auf eurem** Wege nicht stören.

Weiß es der Himmel, wie ich so in's Deklamiren hineingerathen bin! ich muß nur wieder desto rascher in meine Geschichte hineinlenken.

Es ist sehr gewöhnlich, daß ein Verliebter, (vorzüglich bey seiner ersten Liebe) meynt, die ganze Welt sey für seine Leidenschaft blind. Das ganze Haus wußte schon, daß ich verliebt war, ehe ich es mir noch selbst gesagt hatte. Ganz

vorzüglich richtete der Herr von Bärenklau ſeine Augen auf mich, die als die Augen eines Nebenbuhlers noch unendlich ſcharfſichtiger waren, als die der übrigen Leute im Hauſe; er ſprach von jetzt an entweder ſehr kurz und unfreundlich mit mir, oder, wenn er mich nur irgend vermeiden konnte, ging er mir ſorgfältig aus dem Wege; ohne es ſelbſt zu wiſſen, that ich das nehmliche.

Louiſe hatte indeß meine Liebe ebenfalls bemerkt, und ſie näherte ſich mir mit jedem Tage etwas mehr. Wir wurden oft ganz von ungefähr im Garten oder Zimmer in lange freundſchaftliche Geſpräche verwickelt, und ein jedes von uns trug redlich das ſeinige dazu bey, das Geſpräch ſo lange währen zu laſſen, als es nur immer möglich war. Wie ein Feuerlärmen erſchreckte mich oft die Stimme des Bedienten, der uns zum Eſſen abrief, und zu meinen Eleven und Lehrſtunden ging ich mit ſo ſchwerem Herzen, als wenn ich in ein Gefängniß wandern müßte. Mein Zimmer kam mir eng und finſter vor, die Geſellſchaft eines jeden Menſchen langweilig; während des Unterrichts hatte ich keine Ruhe und

verſprach mich in jeder Minute, wenn ich wußte, daß ſie mit der Präſidentin im Garten war. Mit einem Worte, ich lernte den ſchweren Dienſt, zu welchem die meiſten Menſchen irgend einmahl in ihrem Leben abgerichtet werden.

Der Herr von Bärenklau verlohr ſeinen Witz und ſeine gute Laune. Er ſaß ſtumm und verdrüßlich bey Tiſche, oder blieb gar aus; er war zerſtreut, ſprach verlehrt, oder antwortete auf eine vorgelegte Frage gar nichts, indeß ich, als der triumphirende Sieger, ihm gegenüber ſaß und mich in den munteren Augen Louiſen's ſpiegelte, kaum aß und trank, wenig ſprach und viel ſeufzte. —

Ich denke jetzt daran, daß dieſe Tiſchgeſellſchaft für den Präſident er außerordentlich langweilig muß geweſen ſeyn, denn auch Louiſe nahm nur an wenigen Sachen Antheil: damals aber fiel mir dieſer Gedanke gar nicht ein.

An einem Nachmittage, als ich mit Louiſen vorzüglich lange geſprochen hatte, begegnete mir der Herr von Bärenklau auf dem Saale, er ſchien mich dießmal geſucht zu haben, da er mir ſonſt immer auswich, und dieß war auch wirklich der Fall.

So in Eile, Herr Lebrecht? fragte er mich.

Daß ich nicht sagen konnte, antwortete ich ihm halb verlegen: denn seine Gesellschaft war mir vorzüglich jetzt sehr zuwider, da ich den Kopf ganz voll von dem hatte, was ich so eben mit Louisen gesprochen hatte.

Sie kommen von Louisen? fragte er in einem halb spöttischen Ton.

Ihnen aufzuwarten.

Bärenklau. Herr Lebrecht, ich kann es, und mag es Ihnen auch nicht länger bergen, daß Sie mich durch Ihre Vertraulichkeit mit Louisen aufs äußerste beleidigen.

Ich stand ganz erschrocken vor ihm. — Durch welche Vertraulichkeit? wollte ich ihn fragen, aber in der Zerstreuung sagte ich: Wie so?

Bärenklau. Weil ich sie liebe, weil sie es weiß, daß ich sie liebe: weil ich ihr meine Hand anbieten will.

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

Und Sie, fuhr mein Nebenbuhler bitterer fort, kommen hieher, um auf eine sehr alberne Art die Rolle ihres Liebhabers zu spielen, um zu seufzen und zu schmachten, mir ihre Zuneigung zu ent-

ziehn, und — wer sind Sie? Was für ein Glück besitzen Sie, das Sie ihr anbieten könnten? — Sie sind Herr Lebrecht, und weiter nichts, und von Ihrer Liebe möchten Sie gar armselige Zinsen ziehn.

Ist hob ich nach und nach den Kopf in die Höhe, denn mein Blut fing an warm zu werden.

Ich hoffe, fuhr Bärenklau fort, Sie werden unser Gespräch nicht vergessen, und dieser Herr Lebrecht wird mir nicht von neuem Ursach geben, mich über ihn zu beklagen.

Er wollte gehn, als ich mich erhitzt zu ihm wandte. Mein Herr, sagte ich sehr zornig, Sie haben kein Recht zu diesem Betragen, Sie nennen meinen Nahmen da mit einer Verachtung, die mich beleidigen soll; Sie wollen mir den grossen Unterschied unsers Standes fühlen lassen, — aber wahrhaftig, ich habe ihn noch nie so wenig gefühlt, als gerade in diesem Augenblicke. — Ich habe mich meines bürgerlichen Nahmens nicht zu schämen und ich danke Gott sogar für diesen Nahmen da er mir beständig eine Vorschrift meines Verhaltens seyn kann. — Sind Sie denn wirklich auch auf Ihren Nahmen stolz? Bären-

klau, Greifenhahn, und ſo manche adeliche Familiennahmen ſind nicht ſo unſchuldig und lieblich, als mein ſchlichter Nahme Peter Lebrecht! Sie deuten nur auf Raub und Mord und Unterdrückung. -- Auf Ihre übrigen Aeuſſerungen mag ich Ihnen gar nicht antworten, aber ich hoffe, Sie werden unſer Geſpräch nicht vergeſſen, und dieſer Herr von Bärenklau wird mir nicht wieder Urſach geben, mich über ihn zu beklagen.

Bärenklau ſahe mich eine Weile an, dann lachte er laut auf und ging lachend fort. — Ich ging in mein Zimmer und kam mir vor wie der groſſe Alexander; ich ging lange heftig auf und ab, und ſetzte mich erſt in einen Seſſel zur Ruhe, als die Sonne der Vernunft durch den Nebel der Leidenſchaften brach, und ich mir außerordentlich abgeſchmackt vorkam. Ich nahm mir hundertere ley Sachen vor, machte Plane und verwarf ſie wieder, und war den ganzen Tag, ſo wie den darauf folgenden, äuſſerſt verdrüßlich. Doch hatte das alles den Erfolg, daß ich nun wenigſtens mit mir ſelber über den Satz einig ward: ich ſey wirklich verliebt.

Siebentes Kapitel.

Liebesgeständnisse.

Es fing jetzt eine Periode meines Lebens an, in welcher ich einen Tag nach dem andern verträumte, ohne die große Summe zusammen zu zählen, die aus diesen einzelnen Tagen endlich entstand. Das Geschäft meines Lebens schien mir nur darinn zu bestehn, die schöne Louise Wertheim zu lieben: müßig kam ich mir nur dann vor, wenn ich sie nicht sahe. Man mochte mir ein Geschäft auftragen, welches man wollte, man mochte mit mir sprechen, was man wollte, es mochte vorfallen, was da wollte, so waren meine Gedanken doch stets und unaufhörlich nach ihr hingerichtet; so wie die Nadel des Kompasses stets nach Norden zeigt, man mag ihn auch drehen und wenden, wie man will.

Ich war itzt schon seit einem Jahre im Hause des Präsidenten. Ich hielt täglich Lehrstunden mit meinen Zöglingen, die freylich mit jedem Tage etwas mehr lernten, aber nichts weniger als

außerordentliche Talente zeigten; ich sah täglich den Präsidenten und seine Gemahlin und was mir vorzüglich wichtig war, täglich Louisen. Ich fing jetzt an zu bemerken, daß sie mich allen ihren übrigen Bekanntschaften vorzog, daß sich ihr Gesicht jedesmal erheiterte, wenn ich im Garten oder im Zimmer zu ihr trat. Ich überlegte, um welche Zeit ich wohl im Stande seyn würde, ihr, als der Gebieterin meines Herzens, ein Glück anzubieten, das nicht ganz unter dem Mittelmäßigen sey: es war das erstemal in meinem Leben, daß ich Plane machte und an die Zukunft dachte; aber die Liebe, die so oft blind ist, öffnet uns auch sehr oft die Augen über manche Gegenstände, bey denen wir sonst immer vorbeygegangen seyn würden, ohne sie zu bemerken.

Zuweilen kam sie mir so liebenswürdig vor, daß ich ihr in der größten Gesellschaft hätte um den Hals fallen mögen, mit ihr vor den Altar treten, und meine Hand in die ihrige legen lassen. Aber mir fiel noch glücklicherweise in meinem Enthusiasmus jedesmal ein, daß man mich für einen ausgemachten Narren halten würde. Fremde Augen sehn immer in unsre Liebe durch ein

ſchlecht geſchliffenes Glas hinein, alle Gegenſtände erſchienen ihnen dunkel, verkehrt und zerriſſen.

Ich hatte ſeit einem Jahre Louiſen geliebt, und ſchmeichelte mir ſchon ſeit lange mit ihrer Gegenliebe. Aber unerachtet unſrer täglichen Zuſammenkünfte waren wir noch gar nicht darauf gefallen, uns gegen einander zu erklären; ich nahm mir an einem ſchönen Tage recht feſt vor, ganz gründlich von meiner Geliebten ſelbſt zu erfahren, wie ich mit ihr ſtehe. Der Präſident war mit ſeiner Frau gerade ausgefahren, der Herr von Bärenklau war auf einige Tage verreiſt, um einen kranken Onkel zu beſuchen, ich war mit Louiſen im Hauſe allein und hatte ſo die beſte Gelegenheit, mich ungeſtört mit ihr über einen Punkt zu erklären, der mir ſo außerordentlich wichtig war.

Ich las ihr oft vor und wir hatten auch den heutigen Nachmittag zu einer poetiſchen Geiſtesergötzung beſtimmt. Ich war in einem ungewöhnlichen Feuer und meine Art zu deklamiren brachte es bald dahin, daß ſich die ſchönen Augen Louiſens mit Thränen füllten, ſie beweinte den unglücklichen erdichteten Helden der Geſchichte ſo auf-

aufrichtig, wie nur ſelten ein wirklich Elender beweint wird. Ich ward durch ihre Rührung gerührt, unſre thränenmaſſen Blicke begegneten ſich, weit weg ward plötzlich das Buch mit allen ſeinen Unglücksfällen und Liebesſeufzern geworfen, ich lag an ihrem Halſe und geſtand ihr meine Liebe, die Verſicherung ihrer Gegenliebe zitterte auf ihren ſchönen Lippen. Die Poeſie war nur ein Proleg unſrer Empfindungen geweſen, ein aufgegebenes Thema, das wir jetzt ſchöner und geiſtreicher aus dem Stegereife durchführten.

Was ſagten und erzählten wir uns nicht einander! Keine Ausrufungen der Freude, keine Seufzer und zärtlichen Händedrücke wurden geſpart, manche Sachen, die ſich von ſelbſt verſtanden, ſagten wir uns tauſendmal und wiederholten ſie immer von neuem, ohne im Gegentheil nach der Erklärung einiger poetiſchen Phraſen zu fragen, die der offenbarſte Unſinn waren. Das Geſpräch zweyer Liebenden iſt wie die Melodie der Aeolusharfe, ſtets dieſelben Töne ohne Rhytmus und Anordnung, die aber trotz ihrer Einförmigkeit dem Ohre in einer ſchönen Gegend wohl thun.

Den Beſchluß unſrer Erklärungen machten zärtliche und wechſelſeitige Küſſe. Der Kuß iſt von jeher das Siegel aller verliebten Verſprechungen geweſen, das ſicherſte Unterpfand der Zärtlichkeit. Der Kuß iſt das, wonach der Liebhaber Jahre hindurch ſchmachtet, und während ſich die Lippen noch berühren, ſchon nach einem neuen Kuſſe dürſtet. Wenn man die Liebe mit einer Pflanze vergleichen will, ſo iſt der Kuß die Blume der Liebe, ſchöner und reizender wie die Frucht, zu welcher ſich endlich die Blüthe entwickelt. — Ich habe oft darüber nachgedacht, worinn das Entzückende, das Seelenerhebende in der Berührung einer männlichen und weiblichen Lippe liegen könne, aber bis jetzt iſt es mir noch nicht gelungen, dem bezaubernden Geheimniſſe auf die Spur zu kommen: ſo wie die oberſte Spitze unſers geiſtigen Menſchen offenbar im Kopfe zu ſuchen iſt, ſo ſcheint ſich die feinſte Spitze unſrer Sinnlichkeit in den Lippen zu befinden. Es iſt vielleicht unmöglich, hier tiefer einzudringen, ich wenigſtens gebe es völlig auf, hierüber je eine gründliche und kritiſche Abhandlung zu ſchreiben.

Unſre Seelen waren nun durch einen formlichen Kontrakt einverſtanden, meine eifrigſten

Wünſche waren erfüllt, die ganze Zukunft meines Lebens laz wie ein rothblühendes Roſenthal vor mir, wo eine aufbrechende Knoſpe die andre drängt, und ein Abblühen der ſchönen Gebüſche unmöglich macht.

Ich entwarf nun in der Einſamkeit die paradieſiſchten Plane meiner zukünftigen Ehe, ein groſſes Gewebe breitete ſich vor meiner Seele aus, ganz aus goldenen Träumen gewürkt. — Wenn der Verliebte einmal in das Gebiet der Poeſie hineingerathen iſt, ſo iſt es unmöglich, ihn in die Proſa des gewöhnlichen Lebens herunterzuziehn. Er iſt wie ein Luftball, der ſich den feſthaltenden Stricken entriſſen hat, geduldig müſſen die Zuſchauer unten warten, bis die leichte Luft nach und nach aus ihm verflogen iſt und er von ſelbſt auf die Erde zurückfällt.

Achtes Kapitel.

Andre Erklärungen. — Ich bin eiferſüchtig.

Ich fing nun halb mit Vorbedacht an, meine Liebe für Louiſen öffentlicher zu zeigen, denn nach

dieſem Vorfall ſah ich mich ſchon als ihren Mann an, als ihren Beſchützer gegen jede Verführung. Ich kam mir um ein groſſes wichtiger vor, denn ich ſahe in mir ſchon den künftigen Ehegatten und Hausvater: ſeit der empfindſamen Scene mit meiner Geliebten war ich zu einem Helden herangewachſen, der dreiſter und mit feſterm Selbſtvertrauen in die Welt hineinſahe; ſehr lebhaft fiel mir wieder ein, daß ich ſonſt auf der Univerſität Verſe gemacht und bey allen feverlichen Gelegenheiten mich ſtets in poetiſchen Empfindungen im Nahmen der ganzen Stadt ergoſſen hatte; in jeder Stunde, die mir nun übrig blieb, machte ich Verſe, in denen meine Geliebte bald mit der Venus, bald mit den Grazien verglichen ward, oder ich lieſs ſie auch allein, ohne alle Vergleichung einhertreten, und alle möglichen menſchlichen Tugenden trugen ihr die Schleppe ihres Kleides nach. Wer verliebt iſt, liegt freylich nur in einem tiefen Traume, was er ſieht und was ihn entzückt, ſind nur ſeine eigene Phantaſien: aber wie oft wünſcht man nicht beym Erwachen in einen ſchönen Traum zurück zu ſinken?

Auf eine kurze Zeit ward ich auf eine sehr unangenehme Art geweckt. Die Frau Präsidentin ließ mich nehmlich eines Morgens zu sich rufen, und hielt mir, nach den vorläufigen Wetter- und Neuigkeitsgesprächen, ungefähr folgende Rede:

Meine Wenigkeit habe, seit meinem ersten Eintritt in ihr Haus, sogleich ihren ganzen Beyfall erhalten; ich sey nicht einer von jenen modischen Hofmeistern, die sich die Zeit nur auf den öffentlichen Promenaden zu vertreiben suchen und ihr Amt als ein Joch ansehen, an welchem sie nur von der höchsten Noth gezwungen ziehen: sondern ich habe mein Geschäft stets mit Eifer und großer Liebe zur Sache getrieben, und sie erkenne mit Dankbarkeit die Fortschritte, die ihre Söhne seitdem in den Wissenschaften gethan hätten, so daß man schon darauf gedacht habe, in zwey Jahren den ältesten auf die Universität zu schicken, den jüngern aber ungefähr um dieselbe Zeit beym Regimente anzustellen. Nur habe man seit mehrerer Zeit Eine Schwachheit an mir entdeckt, und dieß sey meine entschiedene Neigung für Louisen, die an sich selbst gar nicht zu tadeln wäre, als nur in so ferne, daß ich seit der Zeit

meine Pflicht etwas nachläßiger gethan hätte und überhaupt in allen meinen Geschäften saumseliger geworden wäre. Dieß sey aber nicht der einzige und größte Schaden, sondern ich zerstöre dadurch vielleicht noch Louisens Glück, welches doch gewiß nicht meine Absicht sey. Der Herr von Bärenklau sey nehmlich schon seit langer Zeit ihr erklärter Liebhaber, er sey arm und ohne Eltern und hänge bloß von einem alten, sehr reichen Onkel ab, auf dessen Erbschaft er nur hoffe, um sich und Louisen glücklich zu machen. Ich möchte also wohl bedenken, ob ich meiner Geliebten nicht vielleicht ein Glück raube, das ich ihr nie geben könne.

Ich stand während dieser Rede wie versteinert. Bärenklau war ein Edelmann, ich hatte ihm folglich nie die ernsthafte Absicht zugetraut, Louisen heyrathen zu wollen; dabey war ich mir nun wie ihr Ritter vorgekommen, der ihre Tugend gegen die Anfälle der Verführung vertheidige: jetzt kam ich mir plötzlich wie ein alberner Mensch vor, der sich mit seiner unzeitigen Liebe zwischen die Hoffnungen zweyer Liebenden drängte. — Ich stand im tiefen Nachsinnen.

Ich hoffe, fuhr die Präſidentin fort, daß ſie darüber nachdenken werden, was ich Ihnen geſagt habe: mein Rath iſt aus dem beſten Wohlwollen gegen Sie entſtanden, ſuchen Sie ihn zu benutzen.

Ich empfahl mich und ging verdrüßlich auf mein Zimmer. — Aber Louiſe liebt mich ja! rief ich aus; dieß einzige hebt ja alles auf, was man mir da geſagt hat. — Oder ſollte es nicht ſeyn? — Ich ward argwöhniſch und beſchloß, Louiſen genauer als bisher zu beobachten.

Nach einigen Tagen hatte ich ein Geſpräch mit dem Präſidenten, das meine Seele wieder etwas aufrichtete.

Er ſagte mir, daß ſeine Frau die Vertraute des Herzens meines Nebenbuhlers ſey, daß ſie ihn daher von je beſchützt habe; daß er ſelbſt meine Neigung für Louiſen eben nicht mißbilligen könne, ich ſolle nur noch zwey Jahre fortfahren, meinem Amte mit Eifer vorzuſtehen, dann hoffe er mir eine ziemlich einträgliche Stelle zu verſchaffen, und es komme dann nur auf Louiſen und mich an, ob wir uns heyrathen wollten. Er wünſche mein Glück, und es ſey ihm daher alles

erwünſcht, was ich ſelbſt zu meinem Glücke für zuträglich halte.

Mein Herz war durch das Geſpräch mit dem Präſidenten wieder etwas erleichtert, nur quälte mich jetzt der Zweifel, ob Louiſe mich auch wohl wirklich liebe. — Ich beobachtete ſie faſt allenthalben, und zwar nicht mehr mit den Augen eines Verliebten, ſondern mit den Blicken eines Eiferſüchtigen. Wenn ich mit ihr ſprach, lauerte ich auf jedes Wort, dem man etwa eine doppelte Bedeutung geben könne. Wer durch die Schule der Liebe geht, macht nach den erſten Schritten ſogleich mit der Eiferſucht Bekanntſchaft, ſie und die Liebe ſind zwey unzertrennliche Weſen, und ſo uneigennützig der Liebende iſt, ſo ſehr aller Aufopferungen fähig, ſo eigennützig und ſelbſtſüchtig macht ihn die Liebe auf der andern Seite wieder. Kein freundlicher Blick ſeines Mädchens darf einen andern Gegenſtand ſtreifen, er möchte jedes ihrer Worte auffangen, und beneidet die ganze Welt, daß er nicht allein ſeine Geliebte ſieht.

Gegen keine von allen Leidenſchaften läßt ſich ſo außerordentlich viel Vernünftiges ſagen, als

gegen die Eiferſucht, und keine von allen iſt für die Vernunft ſo gänzlich taub, als eben dieſe. Der Freund kann ſich außer Athem demonſtriren und der Eiferſüchtige ihm in jedem Punkte recht geben, und doch läßt er ſich nicht eine Handbreit von dem Orte verdrängen, wo er einmal ſteht.

Hundertmahl beſchloß ich, auf Bärenklau nicht wieder böſe zu ſeyn, und hundertmal ärgerte ich mich ſchon, wenn ich ihn nur in die Thür hineintreten ſah.

Durch tauſend Proben glaubte ich endlich hinlänglich von Louiſens Liebe für mich überzeugt zu ſeyn, ich zählte nun ängſtlich jeden Tag, der verfloß, und meine Liebe ſtand ungeduldig auf den Zähen, um über die außerordentlich langen zwey Jahre hinwegzuſehn.

Auch dem ungeduldigen Liebhaber entläuft unter den Händen eine Stunde nach der andern. Die zwey Jahre waren nun faſt verlaufen, meine Zöglinge waren an Körper und Geiſt ſehr gewachſen, Louiſens Schönheit hatte zugenommen, ſo wie meine Liebe, und jetzt ſtarb zu meiner großen Freude ein Bürgermeiſter in einer anſehnlichen Provinzialſtadt und machte mir einen ſehr ein-

träglichen Posten offen, den mir der Präsident sogleich versprach und auch durch sein Ansehn leicht verschaffen konnte. Bärenklau war um diese Zeit zu seinem Onkel gereist, der in einer Krankheit nach ihm verlangt hatte. Ich ward mit Louisen verlobt, und mir blieb nichts zu wünschen übrig. — Auch die Präsidentin schien jetzt mit meiner Verbindung mit Louisen zufrieden und wir alle waren froh und glücklich.

Neuntes Kapitel.

Ich bekomme ein Amt und eine Frau.

Ich hatte indeß das juristische Studium nicht ganz versäumt und vorzüglich jetzt suchte ich meine juristischen Bücher von neuem hervor. Ich war besorgt, daß ich zu dem versprochenen Amte nicht die nöthigen Kenntnisse hinzubringen möchte, und repetirte daher fleißig alles, was ich schon einmal gewußt hatte, und suchte noch manches Neue hinzu zu lernen; ich ließ daher Louisen öfter allein, als bisher geschehen war. Der Präsi-

dent lobte meinen Eifer, behauptete aber, daß meine Beſorgniß ganz ungegründet ſey. Gelehrſamkeit, ſagte er, iſt es wahrlich nicht, was Sie in einem bürgerlichen Amte brauchen, ſondern Kopf genug, um ſich in die Geſchäfte hinein zu finden, und Geduld, um nicht zu ermüden. Alles, was Sie auf der Univerſität gelernt haben, müſſen Sie größtentheils wieder vergeſſen: durch die Routine und Erfahrung lernen Sie im Gegentheil alles, was Sie in Ihrem Amte brauchen. Ein Gelehrter, der in das bürgerliche Leben eintritt, kommt mir oft vor, wie ein guter Reiter, der, um eine Reiſe zu machen, in ein Schiff hineintritt. Seine Reitkunſt iſt ihm hier ganz überflüſſig, er muß ſich vom Winde wegführen laſſen, er muß ſich allen Geſetzen unterwerfen, denen alle Reiſende dort unterworfen ſind, er muß auch, wie alle, die zum erſtenmale reiſen, eine Seekrankheit ausſtehen. Dieſe Seekrankheit, Herr Lebrecht, kann bey Ihnen etwa das erſte Vierteljahr hindurch dauern, in welchem Sie mit den Geſchäften bekannt werden, dann aber laſſen Sie ſich unbefangen von den ſchwellenden Seegen wegführen. Alles geht dann ſeinen ordentlichen

Gang, den einen Tag ſo wie den andern, Sie werden von Ihren Geſchäften gelenkt, ſtatt daß Sie Ihre Arbeiten regieren ſollten. — Darum laſſen Sie nur alle Furcht und unnütze Beſcheidenheit fahren; wenn Sie Ihr Amt angetreten haben, werden Sie ſehn, daß ich die Wahrheit geſagt habe.

Durch dieſe Rede ward ich zuverſichtlicher, denn ich konnte ja überzeugt ſeyn, daß der Präſident aus Erfahrung ſpreche, ich überließ mich alſo ungeſtört der Hofnung, die mir eine ſchöne Zukunft verſprach.

Die Perioden im menſchlichen Leben ſind ſehr ängſtlich, in welchen man mit Furcht oder Sehnſucht ein Unglück oder Glück erwartet, und jeden Tag und jede Stunde ſorgſam zur Summe der verfloſſenen zählt, und mit bangem, ahndungsvollem Herzen auf die Zeit hinblickt, die noch verfließen ſoll. Meine Hochzeit mit Louiſen war jetzt feſtgeſetzt, und ich ſtrich mit zitternder Hand jeden Tag im Kalender aus, und zählte und überzählte jedesmahl, wie viele Tage noch übrig wären.

Es war beſchloſſen worden, daß dieſe Hochzeit auf einem Gute des Präſidenten gefeyert wer-

den ſollte, das in einer ziemlichen Entfernung von der Stadt lag. Er wollte dorthin reiſen, um ſo den Anfang zu einer Reiſe in das Reich des benachbarten Fürſten zu machen, die er in Amtsgeſchäften thun mußte.

Auf dem Landhauſe ward alles unterdeß zur Feyer des Hochzeitfeſtes eingerichtet, die Familie fuhr endlich in mehrern Wägen ab, weil alle eine oder ein paar Wochen auf dem Lande zubringen wollten.

Der Herr von Wärenklau begegnete uns unterwegs in tiefer Trauer, ſein Onkel war geſtorben und er fuhr nach W . . . zurück. Ich ſah Louiſen mit einem bedeutenden Blicke an, ſie ſchien ihn aber nicht zu verſtehn, vielleicht wollte ſie ihn auch nicht verſtehn.

Wir kamen an einem ſchönen Sommertage an. Das niedliche Haus und die ſchöne helle Landſchaft ſchienen uns freundlich zu begrüßen, alle Einwohner des Dorfes waren in einem frohen Aufruhr, daß ſie ihren Herrn einmal wiederſahen. Der dunkeln, geräuſchvollen Stadt auf einige Tage entronnen, wachten alle frohen Bilder meiner Jugend wieder in meiner Seele auf, eine Hei-

terkeit goß ſich durch alle meine Nerven, wie ich ſie lange nicht empfunden hatte.

Die geladenen Gäſte fanden ſich auch nach einigen Tagen ein, im Hauſe und im Dorfe war ein beſtändiges frohes Getümmel, jeder Neuankommende ward mit einer jauchzenden Muſik empfangen. Man gratulirte, man freute ſich, mich und meine Braut kennen zu lernen, man ſchwatzte hundert Sachen durcheinander, und nicht ſelten ſchlich ich mich betäubt in die freye Luft, um mich von dem Schwindel zu erholen, in welchen mich das unaufhörliche Gewirre verſetzte. — Dieſe Feyertage des Lebens, wo alle Geſchäfte ſtill ſtehn, der Gang der gewöhnlichen Lebensweiſe unterbrochen wird, und es nur unſer Amt und unſre Pflicht iſt, beſtändig ein recht freundlich Geſicht zu machen und aus vollem Halſe zu lachen, ſind oft neben ihren Annehmlichkeiten ſehr drückend und beſchwerlich. Man ſchwammt betäubt die geräuſchvolle Fluth mit hinunter, und die Zeit, die wir zur Fröhlichkeit beſtimmten, iſt uns am Ende, wie in einem tiefen langweiligen Schlaf verſchlafen. — Doch das war nicht bey mir der Fall, denn ich ſtärkte meinen Geiſt wieder durch

die Erinnerung an Louisen, durch ihre Gegenwart, durch die Hofnung einer freudenreichen Zukunft.

Nun erschien der Hochzeitstag selbst. — Ich und Louise wurden getraut, meine Freude hatte ihren höchsten Gipfel erstiegen, worauf ich seit Jahren gehofft hatte, war nun erfüllt.

Man aß und trank und war guter Dinge. Bey Tische erzählten sich die alten Herren ihre Jugendgeschichten, und die jungen sagten den Damen Komplimente und Abgeschmacktheiten, wie es das Glück gerade fügte; viele sahen sich für Helden an, wenn sie meine Louise durch eine unanständige Zweydeutigkeit roth gemacht hatten; andre fanden sich glücklich darinn, wenn man sie ihren Erzählungen nach für recht ausschweifend hielt, und kämpften beständig gegen ihre bessere Natur, denn sie wurden selbst bey ihren erdichteten Abentheuern roth, und gaben sich alle Mühe, dieß Rothwerden zu verbergen; noch andre machten sich über den Tisch hinüber Komplimente und nannten dabey Nahmen, Haus und Tag; oder liebäugelten mit den Damen, — kurz, die Gesellschaft war so beschaffen, wie man sie oft eine große Gesellschaft trift. —

Nachher tanzte man, und Tanz und Wein machte jedermann froh und munter. Ich tanzte bis spät in die Nacht fast mit allen anwesenden Damen und ging dann, um Louisen aufzusuchen. — Sie war in keinem Zimmer zu finden: ich durchstreifte den Garten, dort eben so wenig; das ganze Dorf, — man hatte sie nirgends gesehn. — Die Gesellschaft ward unruhig, man suchte allenthalben und allenthalben vergebens; die Nacht verstrich und Louise kam nicht zurück. —

O unglückselige Hochzeit! — O unglücklicher Bräutigam Peter Lebrecht, da siehst du nun im Schlafzimmer ohne Braut! —

Zehntes Kapitel.

Unvermuthete Gesellschaft.

Welcher Schmerz war dem meinen zu vergleichen? Nur der kann ihn nachempfinden, der einen ähnlichen Verlust in einem ähnlichen Augenblicke erlitten hat. — Tausend Ideen gingen durch meinen Kopf, eine immer trübsinniger als die

die andere; ich ſtand plötzlich verlaſſen und einſam da, wie in einer dicken Finſterniß, von allen meinen Hofnungen und Wünſchen auf immer abgeriſſen. — Doch, ich will meine Leſer nicht mit der Beſchreibung meines Schmerzes ermüden. —

Aber, wo war Louiſe ſo plötzlich hingekommen? — Ich abndete gar keine Möglichkeit, nur dieſes Räthſel aufzulöſen. — Man durchſtrich in den folgenden Tagen zu Fuſſe und zu Pferde die ganze Gegend, bey allen Nachbarn wurden Erkundigungen eingezogen, aber kein Menſch wußte uns Nachrichten von ihr zu geben; ich ſelber durchſtrich jeden Wald und jedes Feld in der Nachbarſchaft; und da alle meine Nachforſchungen vergebens waren, überließ ich mich endlich der dumpfen, trüben Gleichgültigkeit, in welcher unſer Körper oft ſo viele Tage verlebt, ohne daß es die Seele bemerkt.

Die Gäſte nahmen traurig nach und nach Abſchied, es ward immer einſamer um uns her, ermann, dem ich begegnete, hielt es für ſeine Schuldigkeit, mir ein trauriges Geſicht entgegenzuhalten und ſo ward ich mit jeder

Stunde verdrüßlicher. — Mir war in meinem Lebenslaufe noch wenig Unannehmlichkeit aufgestoßen, und noch kein einziges ähnliches Unglück, ich wußte mich daher gar nicht zu benehmen: wenn man nur erst mit der Art bekannt ist, wie man auf eine schickliche Weise gewisse Vorfälle im menschlichen Leben anfassen muß, so ist man auch schon halb getröstet. Für viele Menschen liegt in den Ceremonien des Betrübtseyns eben so viel Beruhigung, wie für andere im berauschenden Wein.

Mit tiefgesenktem Kopfe, schweren Seufzern und heimlichen Verwünschungen gegen das Menschengeschlecht, (das sich freylich in nichts anderm gegen mich vergangen hatte, als daß es mir keine Nachrichten von Louisen geben konnte,) schlich ich eines Tages durch die benachbarten Fluren. Ich hatte eine Flinte auf meinen Rücken gehängt, um wenigstens unterwegs gegen einen Hasen meinen Unwillen auszulassen, der es wagen würde, mir in den Weg zu kommen. Mein Spaziergang dauerte länger, als ich mir vorgenommen hatte. Ich verirrte mich in einen Wald hinein und verließ bald in der Zerstreuung den gebahnten Weg: ich

herumwandelte auf kleinen Fußsteigen bald hie-
hin bald dorthin, und durchtrabte in allen mög-
lichen Richtungen den Wald. An dem Stande
der Sonne bemerkte ich endlich, daß es anfangen
wolle, Abend zu werden, ich fing daher an, den
Rückweg zu suchen: aber allenthalben, wohin ich
mich auch wandte, schien der Wald dichter zu
werden, ich sahe und höre keinen Menschen; ich
rief, aber Niemand antwortete mir, meine
Stimme schallte weit den Forst hinunter, aber
kein Ton kam tröstend zu mir zurück. Ein Ha-
se lief mir quer über den Weg. — Auch du
willst mich noch verwirrt machen! rief ich aus,
legte das Gewehr an, verfehlte aber. — Ich
achtete auf die böse Vorbedeutung nicht, wie es
denn bey einem Menschen sehr natürlich ist, der
schon den bittersten Becher des Unglücks gekostet
zu haben glaubt; ich hatte aber Unrecht, denn
wenn wir auch schon elend sind, so hat doch im-
mer noch eine Verschlimmerung neben uns Platz,
die unsern Umständen entsteht, wenn sie auch
noch so klein ist; der Verfolg dieses Kapitels
wird einen deutlichen Beweis davon liefern. —
Ich gab mir immer noch Mühe, mich aus dem

Walde herauszufinden; ich kannte damals die Kunſtgriffe der Jäger noch nicht, nach welchen ſie die Weltgegenden beſtimmen können, oder, wenn ich ſie auch gekannt hätte, wären ſie mir doch unnütz geweſen, denn ich wußte unglücklicher weiſe nicht, ob das Landhaus vom Walde ſüdlich oder nördlich läge.

Meine Phantaſie war geſpannt, und mir fielen aus Romanen und Erzählungen hundert abentheuerliche Scenen ein, die in einem ſolchen dichten Walde vorgehn: bald ſahe ich Spitzbuben und Mörder mit ihren verborgenen Höhlen und Schlupfwinkeln, bald eine verfolgte Unſchuld, endlich fielen mir gar einige Geſpenſtergeſchichten ein, die mir den Anblick des freyen Feldes noch wünſchenswürdiger machten: ſo ſehr ich vorher gewünſcht hatte, jemanden zu begegnen, ſo ſüchtern ſahe ich mich jetzt zuweilen um, ob auch nicht jemand hinter mir gehe. Als ich noch immer nicht den Ausweg finden konnte, war ich endlich feſt überzeugt, daß mir irgend ein merkwürdiges Abentheuer bevorſtehe. Und wahrlich, ein Menſch, der ſich in einem dichten Walde verirrt, und den jetzt die Nacht wahrſcheinlich über-

eilt, — wenn dieser unter solchen Umständen kein Abenteuer findet, so ist er wirklich nicht dazu geboren, irgend etwas Wunderbares zu erleben, und ein solcher lasse es ja bleiben, seine Geschichte der Welt mitzutheilen.

Ich mochte nach diesen Betrachtungen noch kaum eine Viertelstunde weiter gegangen seyn, — als die Erde plötzlich unter mir einsank — und ich in eine tiefe Grube stürzte. —

Als ich mich von meinem Schreck erholt hatte, fing ich an meinen neuen Aufenthalt genauer in Augenschein zu nehmen. Es war eine ziemlich tiefe, steile und geräumige Grube, die ich beym Hinunterfallen für eine Mörderhöle, oder die Wohnung irgend eines Erdgeistes oder Rübezahl hielt, von der ich aber nun wohl sahe, daß sie den Bauern nur dazu diene, um Füchse oder andres überflüssiges Wildpret auf eine geschickte und leichte Art wegzufangen. Ich versuchte es in die Höhe zu klettern, aber die Wände waren zu steil und zu hoch; mein Rufen war ebenfalls umsonst, und ich sah mich nun genöthigt, in Geduld den ersten Bauer zu erwarten, der mich aus meinem Gefängniß erlösen würde.

Ich sah mich in meiner Wohnung etwas genauer um, und mußte lachen, als ich einen Fuchs und einen Hasen in einem Winkel der Höle sitzen sah. Meine erste Bewegung war, nach der Büchse zu greifen und recht bequem zu einiger Zerstreuung die beyden Fremdlinge wegzuschießen: aber ein Anfall von Gutmüthigkeit hielt mich zurück, ich wollte mit ihnen zugleich die Auflösung meines Schicksals erwarten.

Wahrlich! ein feines Abentheuer! rief ich aus. Kann man etwas Platteres erdenken? Statt einen Geist zu erblicken, oder eine Mörderhöle zu finden, falle ich in eine Fuchsgrube: statt eine bedrängte Unschuld aus den Klauen ihres Verfolgers zu retten, finde ich hier einen Hasen und einen Fuchs, um mir mit ihnen die Zeit zu vertreiben.

Ich überlegte ernsthafter mein sonderbares Schicksal. Der Mensch ist einmal so stolz, daß er durchaus will, die Vorsehung lenke jeden seiner Schritte. — Ich habe mich verliebt, dachte ich bey mir selber, um mich zu verheirathen; mich verheirathet, um meine Frau zu verlieren; meine Frau verloren, um in eine Fuchsgrube zu fal-

len: was wird das Reſultat dieſer ſonderbaren Begebenheit ſeyn? Was in aller Welt kann die Vorſehung für einen Plan dabey haben, daß ſie mich in dieſes Loch hat fallen laſſen? Alle Begebenheiten meines Lebens ſcheinen ſich nur darum aneinandergereiht zu haben, um mich endlich hieher zu führen. — Wahrhaftig, wenn ich nicht hier den Stein der Weiſen entdecken ſollte, ſo würde ich das ziemlich unnütz finden!

Als ich mich wieder umſah, hatte ſich der Haſe, vermuthlich aus Furcht vor mir, ganz nahe an den Fuchs gedrängt: ihre feindſelige Natur ſchien ſich hier verlohren zu haben, das gemeinſchaftliche Unglück hatte ſie zu Freunden gemacht, denn der Fuchs ſaß ganz ſtill und leutſelig auf ſeinem Hintern, bewachte meine Bewegungen mit ſeiner ſpitzen Schnauze und ſeinen glänzenden Augen, und ſchien gegen ſeinen furchtſamen Nachbar nicht das mindeſte Böſe im Schilde zu führen. Das Zutrauliche der beyden Thiere rührte mich, ich beobachtete ihre Stellungen, und freute mich jetzt über mich ſelber, daß ich meiner Mordgier nicht nachgegeben hatte.

Der Fuchs ſah unverwandt nach der Jagdtaſche und ich theilte meinen beyden Freunden den Vorrath von Brot und anderm Eßbaren aus, den ich bey mir hatte; ſie erkannten meine Güte und entzweyten ſich über keinen Biſſen.

Wie beſchämt ihre Eintracht, dachte ich, die Menſchen, die ſich unaufhörlich verfolgen, und auf das Unglück ihres Nachbars ewig ihr Glück aufzubauen ſuchen! — Alle, die ihr der Habſucht, dem Geize, Stolze oder Neide fröhnt, die ihr eure Brüder niederdrückt, um eure Eitelkeit zu befriedigen, o könnt ich euch doch vor einen Spiegel führen, in welchem ihr euch und eure Leidenſchaften ſo erbärmlich, wie ich euch ſehe!

Der Haſe ſahe mich hier mit einem ſo freundlichen Blicke an, als wenn er in meine Seele geſehen hätte, er kam zutraulich näher, vermuthlich, um anzufragen, ob ich nicht noch mehr genießbare Sachen bey mir hätte. Beſchämt ſah ich nach meinem Gewehr, und ſtreichelte das kleine Thier, das zitternd unter meiner Hand ſtehn blieb und furchtſam lauſchend ſeine langen Ohren rückwärts legte.

Dir soll nichts geschehen, sagte ich mit so milder Stimme, als mir nur möglich war; seyd unbesorgt, ihr lieben Gefährten meines Unglücks. — Ich erwartete ein Abentheuer hier, denen ähnlich, die die müßige Phantasie der Dichter erschafft, und war unzufrieden, nur euch arme Nothleidende hier anzutreffen; aber ich war ein Thor. — Ist diese Höle nicht eine Mördergrube, in welcher ihr als schuldlose Opfer der Mordsucht aufgespart sitzt? Wäre ich selbst nicht beynahe ein Mörder geworden? — Ich dachte, vielleicht eine angefallene Unschuld von ihrem Unterdrücker zu befreyen, und wahrlich, auch bey euch kann ich diesen Hang nach einer edeln That befriedigen. — Du armer unschuldiger Fuchs sollst wahrscheinlich zu Tode geprellt, oder zeitlebens, wie Bajazet, als ein Schauspiel von den Kindern verhöhnt werden, weil du vielleicht einem Bauer einmal ein paar Eyer ausgetrunken hast. Was müßte mir geschehn, was allen Menschen, wenn jeder Durst so hart bestraft werden sollte? — Du, (ich wandte mich hier zum Hasen) sollst geschlachtet und gebraten werden, weil du einen Kohlkopf angefressen hast. — O heiliger Lau-

rentius, was müßte den Leuten geſchehn, die muthwillig mit ihrem Jagdgefolge ganze Saatfelder zerſtampfen, und um einen Hirſch zu erlegen, ſechs Aecker, die Hofnung von ſechs Familien, verderben? — Es herrſcht ein ewiger ſtiller Krieg im Menſchengeſchlecht, und einer entgeht nur der Peitſche, oder dem Meſſer des andern, weil er ſich hinter das furchtbare Anſehn eines andern verkriechen kann, der ſelbſt wieder einen Rükkenhalter braucht und hat. Der Arme aber, der ohne Schuz, ohne Anſehn unter der gefräßigen Menge ſteht, iſt allen Pfeilen der Verfolgung und der Niederträchtigkeit preis gegeben: läßt er ſich, von Gram und von Armuth zu Boden gedrükt, zu einer That verleiten, die er tauſendmal um ſich her, unter öffentlichen Privilegien begehen ſieht, — ſo wird er von der jauchzenden Rotte dem ehernen, unbarmherzigen Geſez entgegengeſchleudert, um dort zu verbluten. — Ich will euer Beſchüzer werden, ihr beyden Unglüklichen, ich will euch einen Verfolgern entreiſſen, da ihr ſonſt auf der großen, weiten Erde keinen andern Freund habt. Jedermann, der euch erblikt, ſezt euch feindlich nach, wohin ihr tretet, iſt euch eine

Falle gelegt und nur wenigen von euch iſt es gegönnt, eines ruhigen Todes in einer Heimath zu ſterben. —

Ich war einmal gerührt, und fuhr daher ungeſtört zu deklamiren fort:

Wenn doch ſo manche, die ſich verfolgen und anfeinden, einſt eben ſo unvermuthet in eine enge Höle zuſammengeführt würden, um ſo zu empfinden, wie göttlich das Gefühl der Freundſchaft und des Wohlwollens ſey: um zu fühlen, wie nöthig die Liebe den Menſchen ſey, und die gegenſeitige Unterſtützung und Ertragung der Fehler und Schwachheiten. Wie ſchnell würden ſich Feinde ausſöhnen und einer in den Arm des andern fliegen, wenn ſie einſt plötzlich von ihren Geſchäften losgeriſſen würden, und in einer dunkeln Einſamkeit, ohne Hülfe und Troſt da ſäßen, nur den Bruder gegen über ſähen, den ſie haſſen. Aber die Menſchen laufen ihre gewohnte Bahn in dem Getümmel fort, daß ſie betäubt: keiner reicht dem andern die Hand, kein Auge forſcht nach dem höchſten Schatz des Lebens, nach der Liebe, die uns aus dem Blicke des Freundes begrüßt; in jedem, der uns entgegen kommt, ſehn wir nur

einen Menſchen, der unſern Weg enger macht, und ſo verſchmachten wir in einem ſeelenloſen Geräuſch.

Durch mein ganzes Leben habe ich den vortheilhaften Einfluß dieſes unbedeutenden Abentheuers geſpürt, darum mag mir der Leſer meine Weitſchweifigkeit verzeihen. Oft, wenn ich gleichgültig bey dem Elende meiner Brüder vorübergehen wollte, dachte ich von ungefähr an die Grube, und eine friſche, erwärmende Menſchenfreundlichkeit ſtrömte zu meinem Herzen: oft reichte ich die Hand zur Verſöhnung, wenn ich mich ſonſt vielleicht in einem kalten Haß verſchloſſen hätte. — Ich konnte nachher nie einen Muff von Fuchsfell ſehn, ohne ein unwillkührliches Wohlwollen zu empfinden: er erregte bey mir ungefähr die Empfindung, die der gute ehrliche Yorik hatte, wenn er ſeine bernerne Lorenzodoſe betrachtete. — Viele ſeiner Leſer haben nachher aus empfindſamer Spaßhaftigkeit eine Lorenzodoſe geführt, ohne irgend etwas dabey zu empfinden, ja man hat ſogar ſagen wollen, daß ein geheimer Lorenzoorden exiſtirt habe. — Ich habe mich nie mit dieſen Spiele-

reren der Empfindsamkeit vertragen können, sie setzen gewöhnlich Mangel an wahrer Empfindung voraus; diese lndischen Abzeichen sind sehr oft eben so nichtssagend und widersprechend, als das Bild des Gekreuzigten in der Hand eines Priesters, der gegen die Ketzer wüthet. — Ich wünsche nicht, daß jemand mir zu Ehren einen Orden errichte, dessen Kennzeichen ein Fuchsmuff, oder ein Hasenfell ist: ich fürchte es aber nicht, so allgemein beliebt in unserm Zeitalter auch die Ideen von geheimen Gesellschaften zu seyn scheinen.

Aber Niemand wird läugnen, daß oft ein unbedeutender Vorfall einen großen Einfluß auf die Wendung hat, die unser Charakter nimmt. — Auf einer meiner Reisen fiel in der Nacht der Wagen um, und es zerbrach etwas, das mich am Fortkommen hinderte. Es war im November und ein pfeifender Wind trieb einen schneidenden Regen durch die Luft; kein Haus, kein Dorf war in der Nähe, der Postillion ritt nach dem nächsten Flecken, um Leute zu holen, die den Wagen wieder herstellen könnten: ich wickelte mich in meinen Mantel ein, so gut es mir möglich war,

aber ein empfindlicher Frost bemächtigte sich bald aller meiner Glieder. Mit ungeduldiger Sehnsucht sah ich dem Postillion entgegen, der immer noch nicht zurückkam. Ich ward unwillig, aber ich sah auch bald ein, wie sehr ich Unrecht hatte, ich ging auf und ab, um mich etwas zu erwärmen und die Zeit zu verkürzen. Da dachte ich zum erstenmale recht lebhaft an euch Elenden, die ihr in einer armseligen Hütte dem Mangel und dem Froste preis gegeben seyd, die ihr in der kalten Novembernacht ungeduldig den Aufgang der Sonne erwartet, und ängstlich die Tage abzählt, in welchen ihr die strengere Kälte fürchtet; die ihr mit einem Zeichen des Erschreckens den ersten Schnee wahrnehmt, indeß der Reiche schon in Gedanken die bunten Schlitten sieht und das Geklingle der muntern Pferde hört. — Seit jener Nacht fuhr meine Hand jedesmal in die Tasche, ohne daß ich es wußte, wenn ich im Winter einen Armen am Wege sitzen sahe, oder eine Mutter mir begegnete, die an ihrer Brust ihr Kind mit ihren Seufzern und Thränen zu erwärmen schien. — Der Unglückliche versteht den Unglücklichen am besten, und wenn uns Trübsale

auch oft nur im Vorbeygehn gestreift haben, so ist uns schon dadurch das Geschlecht der Elenden näher gerückt.

Ich bin schon so tief in der Schuld meiner Leser, daß ich dieser Abschweifung wegen gar nicht einmal um Verzeihung bitten mag.

Ich hatte indeß gar nicht bemerkt, daß es wirklich Nacht geworden war. Ich spürte große Müdigkeit, und legte mich bequemer, war aber sehr besorgt, daß noch irgend ein zahmes oder wildes Thier mir von oben auf den Kopf fallen möchte: ich überließ mich dem gütigen Zufall, lehnte mich an die feuchten Wände meiner engen Wohnung und schlief endlich wirklich ein.

In der Nacht wachte ich oft auf, und hörte dumpf zu mir hinunter das Rauschen des Waldes, ich beg mich in mich selbst zusammen, so viel ich konnte, um nicht zu frieren und schlief weiter.

Ich erwachte, als einzelne Sonnenstrahlen an den Mauern meines Gefängnisses auf und nieder flimmerten, etwas erstarrt stand ich auf und glaubte in einiger Entfernung Menschenstimmen zu hören. Ich rief laut und schoß aus der Oeff-

nung meine Büchse ab, aber ohne allen Erfolg. Meine beyden Freunde erschracken außerordentlich und der furchtsame Hase verkroch sich unter dem Bauch des Fuchses.

Bis gegen Mittag wartete ich noch geduldig, als ich wirklich hörte, wie sich Leute der Grube näherten. Es waren Bauern, die nachsehn wollten, was sie gefangen hatten, und nicht wenig erstaunten, neben ihrem Fange auch einen Jäger zu erblicken. Sie schafften mich sogleich mit Stricken aus der Höle, und nach mir wurden auch meine beyden Gefährten, jeder einzeln, herausgeholt. — Ich belohnte die Landleute reichlich für den Dienst, den sie mir geleistet hatten, doch unter der Bedingung, daß sie mir die beyden Thiere überlassen möchten. Mit dem herzlichsten Wohlwollen ließ ich nun den Hasen davon springen, und als dieser eine ziemliche Strecke gelaufen war, eben so den Fuchs, der sich in der Ferne noch ein paarmal sehr verständig nach mir umsahe, als wenn er mir für seine Freyheit danken wollte. — Die Bauern lachten über meine Narrheit, und brachten mich auf einen Weg, der mich aus dem Walde in ein benach-

hartes Dorf führen ſollte; wir nahmen Abſchied und jedermann von uns ging vergnügt ſeine Straße.

Eilftes Kapitel.

Rückerinnerungen.

Als ich kaum eine halbe Stunde durch den Wald gegangen war, trat ich in's freye Feld und erwachte wie aus einem Traum. Es war dieſelbe Flur, in der ich meine Kindheit zugebracht hatte, ich ſah ſchon das Dörfchen in der Ferne vor mir liegen. — Alle vorhergehenden Begebenheiten hatten mich zu einer Art von Schwärmerey geſtimmt, und mit einem freudenvollen Schrey ſtand ich nun mit untergeſchlagenen Armen ſtill, und rief alle Erinnerungen aus meiner Kindheit in meine Seele zurück. Jeder Baum war mir faſt noch bekannt, ich wußte jetzt recht gut, daß ich ſelbſt dieſen Theil des Waldes oft durchſtrichen hatte; ich ſah in der Ferne die blauen Berge liegen, hinter denen in der Kindheit alle

meine Wünsche und Hofnungen gewohnt hatten. Ueberall, wohin mein Auge sich nur wendete, begegnete mir eine angenehme Erinnerung und grüßte mich so zutraulich, wie ein Freund, der uns lange nicht gesehen hat. Dort stand die Windmühle vor mir, auf der ich so oft mit den Kindern des Müllers gespielt hatte, ich sahe durch die dichten Gebüsche den Fluß im Schein der Sonne flimmern, der mir tausendmal zum Baden gedient hatte. — Ich stand lange und sann in dieser Heimath meiner Jugend, meinem bisherigen Leben nach: so wenige Jahre auch verflossen waren, so wenig Abenteuer ich auch erfahren hatte, so war mein Sinn doch durch ein Leiden geprüft, das mein Herz zerrissen hatte, ich hatte doch unterdeß viele Resultate über mein Herz gesammelt, und den Schlüssel zu meinem innersten Selbst gefunden: manches, was mir sonst an mir selber groß und ehrwürdig erschienen war, kam mir nun wie Dunst und nichtiger Nebeldampf vor: ich war mit mir selber über hundert Erscheinungen in meinem Herzen einig, die ich sonst als fremde Wesen in einer ehrfurchtsvollen Entfernung betrachtet hatte. Von diesen

Felde war ich ausgegangen, in die Welt hinein, und ich kam jetzt zurück in meine Heimath, klüger, aber bey weitem unglücklicher.

Wie mit dem ehemaligen Kindersinn schritt ich zwischen die wohlbekannten Aecker hindurch: jede Blume im Grase schien mir noch dieselbe, die mich damals so freundlich angeblickt hatte; ich verlohr mich in einem süßen wonnevollen Rausch.

O, seyd mir gegrüßt, ihr holden Erinnerungen der frohen Kinderzeit, wenn ihr aus den grünen Wipfeln der Bäume herabsteigt und mir jenen paradiesischen Traum wieder aufschließt, aus dem man als Knabe so ungern erwacht. Wie holdselig winkt uns durch einen rosenrothen Schleyer die Welt und die Zukunft an! Mit schuldlosem Herzen, ohne Harm und Neid, ohne Haß und Groll, wandeln wir dahin, mit zartem Wohlwollen den Busen ganz ausgefüllt: wir taumeln durch den goldnen Aether des Morgens dahin, geben jedermann, der uns begegnet, einen freyen Handedruck, und ahnden nirgends Tücke und Bosheit, weil wir mit unserm eignen Sinn vertraut zu seyn glauben. — Glückseliges Alter, in welchem der Mensch keine andern Wünsche

und Hofnungen kennt, als die dicht vor seinen Füßen blühen und die er mit seinen kleinen Armen abreichen kann: in jenen Jahren ist der Mensch glücklich und gut, sein späteres Leben ist ein unaufhörlicher, ohnmächtiger Kampf gegen Fehler und Schwachheiten, ein Ringen nach Wünschen und Hofnungen, das ihm den Athem raubt und ihn die Freuden nicht bemerken läßt, denen er vorübergeflohen ist. — Sey mir gegrüßt, du holde Zeit! Schon die Erinnerung jener goldnen Frühlingstage, wenn sie durch unsre Seele zieht, macht uns froher und besser.

Ich kam nun dicht vor das Dorf. Fast alles war noch so, wie damals, als ich es verlassen hatte: nur wenige neue Hütten waren angebaut, eine ganz verfallen. Jetzt sahe ich das Dach unsers Hauses herüberragen, ich lenkte um die Ecke, und stand nun vor der Wohnung, wo ich erzogen war. Die große Linde vor der Thüre erinnerte mich an alle die schauerlichen Gespenstergeschichten, die man mir hier am Abend erzählet hatte, und an den Pater Bonifaz, der mich so oft an dieser Stelle zur Säule des sinkenden Christenthums hatte einweihen wollen. Ich kam in den

Hof, alles ſtand und lag umher, wie gewöhnlich, in der Scheune hört' ich dreſchen, nur ein unbekannter Spitz bellte mir unhöflich entgegen, und ſtrebte, ſich von der Kette loszureiſſen. Ich bedauerte im Stillen den alten getreuen Phylax, öffnete die kleine Thüre, und trat in die niedrige Wohnſtube. Ich hatte ſie ganz anders, und beſonders viel geräumiger erwartet: wie im Traum ging ich auf die Mutter Marthe zu und ſchloß ſie in meine Arme. Sie war erſtaunt, kannte mich nicht und wußte gar nicht, was ſie ſagen ſollte. Ich gab mich zu erkennen und bat ſie um Verzeihung, daß ich mich nicht ſchon früher um ſie und ihre Kinder bekümmert hätte. Ihre Tochter kam nach Hauſe und erſtaunte nicht wenig, den kleinen Peter als einen groſſen Jäger wieder zu finden. Auch der Vater kam mit ſeinem Sohn von der Feldarbeit zurück und die Freude ward nun allgemein. Ich mußte ihnen meine bisherige Lebensgeſchichte erzählen, man konnte mich nicht genug von allen Seiten betrachten, man bewunderte meine Gröſſe und noch mehr, daß ich deſignirter Burgemeiſter ſey, man freute ſich über mein geſundes Ausſehn und noch mehr

darüber, daß ich sie nicht vergessen hätte, da sie mich von Jugend auf so vorzüglich geliebt hatten. Man erzählte mir unordentlich durcheinander, daß Pater Bonifaz und Phylax gestorben wären, und daß man alle Tage fürchte, der Thurm ihrer Kirche würde einfallen. Die guten Leute schienen durch meine Einfalt eben so berauscht, als ich es war.

Wir setzten uns zu Tische: ein kleines ländliches Mahl ward aufgetragen und zwar noch in demselben Geschirre, aus welchem man mich groß gefüttert hatte; ein einziger Teller war zerbrochen, und statt seiner ein neuer angeschafft, man wollte mir diesen zu meiner Ehre vorsetzen, ich griff aber nach einem alten, dessen rothgeschriebenen Spruch ich noch auswendig wußte. — Noch nie hatte mir ein Mittagsmahl so gut geschmeckt, eine allgemeine Heiterkeit machte, daß uns die Stunden wie Minuten verschwanden.

Der Vater blieb mir zu Ehren länger als gewöhnlich, er ging mir nach dem Acker, als ich ihm versprochen hatte, diese Nacht in seiner Wohnung zuzubringen. Er umarmte mich noch einigemal, dann verließ er mich: sein Sohn beglei-

ete ihn, die Tochter besorgte die häusliche Wirthschaft.

Kaum sah ich mich mit der geschwätzigen Mutter Marthe allein, als mir zum erstenmal eine Frage einfiel, an die ich noch bisher gar nicht gedacht hatte. — Wir sind allein, liebe Mutter, fing ich an, Ihr habt just, wie ich sehe, einige Zeit übrig; — sagt mir, wer bin ich eigentlich, da ich nicht Euer Sohn bin?

Lieber Lebrecht, antwortete sie mir mit ihrer geschwätzigen Art, ach, darüber ließe sich gar vielerley sprechen: darüber ließen sich gar wunderliche Geschichten erzählen. Sonst durft ich nicht, jetzt ist es mir schon eher erlaubt, da du unterdessen, liebes Kind, zu Verstande gekommen bist.

Nun so sprecht, so erzählt denn die wunderlichen Geschichten, fiel ich ungeduldig ein: ich bin endlich neugierig geworden, zu erfahren, wer meine Eltern sind.

Die Sonne schien auf die Fenster der Stube, ich führte Marthe aus dem schwülen Zimmer unter die kühlen Zweige der Linde; ich wiederholte meine Bitte, Marthe fing ihre Erzählung an, und ich erfuhr, was der Leser auch erfahren wird,

wenn er ſich die Mühe giebt, das folgende Kapitel zu leſen.

Zwölftes Kapitel.

Epiſode. — Der neue Siegwart, eine Kloſtergeſchichte.

Gleich beym Anfang dieſes Kapitels ſtößt mir eine Bedenklichkeit auf, die nicht ſo klein iſt, als ſie vielleicht dem Leſer ſcheinen mag. Wie bekannt, erzählt mir Mutter Marthe eine Geſchichte, um mir zu ſagen, wer meine Eltern ſind, nun entſteht aber die groſſe Frage, wie ich dieſe Erzählung vortragen ſoll? — Soll ich meiner guten alten Pflegmutter, die kein gröſſer Glück kannte, als etwas zu erzählen, das Wort aus dem Munde nehmen und in meiner eigenen Perſon ſprechen? Das wäre wahrhaftig eine groſſe Undankbarkeit von meiner Seite, das hieße ihre zärtliche Sorgfalt für mich in meiner Jugend, ihre Freude, als ſie mich jetzt wiederſah, ſehr ſchlecht vergelten. Wenn ich ſie redend einführe, wird

meine Erzählung auch überdieß noch dramatiſcher, die Darſtellung wird lebendiger und für den Leſer um ſo intereſſanter. — Ich war ſo eben ſchon entſchloſſen, die Erzählung anzufangen, als mir wieder meine alten Bedenklichkeiten einfielen. Mutter Marthe erzählte nehmlich ſo weitläuftig, daß ihre Geſchichte allein größer ſeyn würde, als der ganze erſte Theil dieſes unſterblichen Werks. Das wäre aber eben kein groß Unglück geweſen, denn der Weitſchweifigkeit ſind die Leſer ſchon an den Geſchichten, die recht dramatiſch ſeyn ſollen, gewöhnt; auch das ſchlechte und unrichtige Deutſch würde mich nicht abhalten, ihre Erzählung wörtlich nachzuſchreiben, denn viele Leſer würden die Unrichtigkeiten gar nicht bemerken und bey den andern könnten ſie immer noch für treue Nachahmungen der Natur gelten: aber man würde ſchwerlich aus meiner guten alten Pflegemutter recht klug werden können, und obgleich meine Leſer auch daran vielleicht durch viele der neuſten Bücher gewöhnt ſind, ſo lieb' ich doch die Deutlichkeit gar zu ſehr, als daß ich ihr nicht ohne Bedenken alle übrigen Schönheiten aufopfern ſollte.

Ich bin hier ſo weitläuftig geweſen, damit ſich meine Leſer ſelbſt überzeugen können, daß es nicht ſo ganz leicht iſt, ein Buch zu ſchreiben, da mir dieſe einzige Kapitel, welches doch nur eine Epiſode enthält, ſchon ſo viel Ueberlegung und Kopfbrechens gekoſtet hat.

Ich erzähle alſo im Nahmen der Mutter Marthe:

Der Herr von Bührau hatte bis in ſein fünf und zwanzigſtes Jahr ſehr fromm und eingezogen gelebt, als er von ungefähr auf den Gedanken kam, ſich zu verheirathen. Es war leicht voraus zu ſehn, daß er als Ehemann nichts von ſeiner Frömmigkeit verlieren würde, denn ſeine Geliebte, das Fräulein Dölling, war noch frömmer, als er. Sie ſprachen oft zuſammen, wie ſie ſich in ihrem künftigen Eheſtande die Schriften des alten und neuen Teſtamentes erklären wollten; ob ſie das Hohelied zu den apokryphiſchen Büchern rechneten, kann ich nicht ſagen; genug, ſie verlobten ſich und der Hochzeitstag ward feſtgeſetzt.

Alles ward zu dieſem feyerlichen Tage vorbereitet, die Gäſte erſchienen, der Tag ſelbſt brach

an, ſie wurden getraut, man gratulirte, ſie weinten fromme Thränen und die Gäſte fingen an, ſich im Rheinwein zu betrinken, als ſie ſich in eine ſtille einſame Laube des Gartens zurückzogen, um noch einmal mit einander zu überlegen, welche ſchwere Pflichten ſie beyde in ihrem jetzigen Stande zu tragen hätten. Sie rechneten ſich die Liebe und die Geduld vor, die alle Eheleute, vermöge ihres Amtes, gegen einander und mit einander haben müſſen: die Sorgfalt für die Erziehung ihrer Kinder; kurz, ſie machten ſich mit allen den Pflichten Langeweile, die die meiſten Verheiratheten ſchon im erſten Vierteljahr der Ehe vergeſſen. — In der Nähe des Gartens war eine Kirche, und die Orgel ſchallte ſo feyerlich in ihr frommes Ohr, daß ſie dem Drange nicht widerſtehn konnten, dem Gottesdienſte beyzuwohnen. Sie ſchlichen durch eine Hinterthür aus dem Garten in die Kirche hinein. Ein begeiſterter Kapuziner predigte gerade über den bekannten Text des Paulus: Es iſt beſſer freyen, denn Brunſt leiden. — Er gab dem Apoſtel in ſo weit recht, daß er ſeinen Satz nicht gerade zu für Unwahrheit erklärte; aber

nach und nach erhob er den Stand der Unverehlichten mit ſo großen Lobeserhebungen, wie ſie Gott und ſeinem Throne näher ſtänden, wie ſie einſt reinere Freuden ſchmecken würden, von denen die übrigen Menſchen keinen Begriff hätten, daß Weiber und Mädchen häufige Thränen der Andacht vergeſſen. — Aber Niemand ward von der Predigt ſo hingeriſſen, als die beyden Neuvermählten: ſie gingen wieder mit frommen Vorſätzen nach Hauſe. Die Gäſte hatten ſie nicht vermißt, oder die ſie vermißt hatten, mochten ihre Abweſenheit vielleicht einer ganz verſchiedenen Urſache zuſchreiben. Man brachte den Abend ſehr frölich zu und die beyden Eheleute begaben ſich in ihr Schlafzimmer.

Die Nacht ward nicht ſo hingebracht, wie es bey den meiſten Leuten zu ſeyn pflegt, die ſich nun mit der Bewilligung des Prieſters und dem Seegen der Kirche umarmen dürfen; ſondern ſie fielen beyde auf die Knie und ſchickten andächtige Gebete zum Himmel, nicht etwa, um Seegen für ihre Nachkommenſchaft herabzuflehen, ſondern um ſich in ihrem ſonderbaren Vorſatze zu ſtärken. Der Mann erklärte jetzt der Frau, daß er feſt

entſchloſſen ſey, dieſe Nacht nicht anders als in Gebeten mit ihr hinzubringen, die Frau freute ſich über dieſen Entſchluß: dann machten ſie aus, daß ſie in den künftigen Nächten, von einander abgeſondert, ſchlafen wollten, um den Verſuchungen des böſen Geiſtes deſto weniger ausgeſetzt zu ſeyn. Der Himmel verlieh ihnen die verlangte Stärke, oder Schwäche, wie man es nennen will und ſie ſahen mit unbefleckten Gemüthe den Aufgang der Sonne. Die Gäſte gratulirten und brachten die gewöhnlichen Späße an, die ein jeder von ſeinem Vater ſchon geerbt hatte und die ohne Zweifel hergeſagt werden müſſen, wenn man eine Hochzeitfeyer nicht für höchſt mangelhaft erklären ſoll.

Kaum war ein Vierteljahr verfloſſen, als der Herr von Bührau, zum Erſtaunen ſeiner Bekannten und zur Freude ſeiner Verwandten in ein Mönchskloſter ging: als unbefleckte Jungfrau ging die Frau in ein Nonnenkloſter. Seine Verwandten erbten ſeine Güter und nannten ihn einen frommen Mann, einige ſeiner Freunde, die gern an ſeinem Tiſch gegeſſen hatten, nannten ihn einen Narren. — So verſchieden iſt das Ur-

theil der Leute: mann kann es unmöglich allen recht machen.

Meine Leser werden sich bey dieser Stelle gewiß überrascht finden, aber das ist eben die Kunst, um eine Episode interessant zu machen. Die meisten hätten gewiß darauf geschworen, daß der Herr von Wibrau mein Vater wäre, und nun geht er plötzlich in ein Kloster und seine Frau wird Nonne. — Ich habe aber meine Leser schon so oft überrascht, daß ihnen diese Wendung kaum mehr auffallen wird: in jedem Kapitel, wo sie irgend ein seltsames Abenteuer erwartet haben, bin ich ihnen unter den Händen wieder entwischt. — Vielleicht, daß auch diese Episode einen andern Ausgang nimmt, als sie erwarten. Ich hoffe wenigstens, durch meine Bemühungen billige Beurtheiler zu finden, denn ich unterlasse nichts, um sie auf die Schönheiten meines Plans aufmerksam zu machen.

Kaum war der Herr von Wibrau seit einem halben Jahre im Kloster, als er anfing blaß und mager zu werden und beständig über Krankheit, Herzensbangigkeiten und Brustbeschwerden zu klagen. Eine gewisse melancholische Wehmuth

hatte sich seiner bemeistert, er konnte stundenlang seufzen und die trüben Wände seiner Zelle ansehn. Er hatte ängstliche Träume, das Kloster ward ihm zu eng, er wünschte sich in die weite Welt zurück. Er dachte dann an seine Frau und verwünschte seine Frömmigkeit und den Kapuziner, der Schuld gewesen war, daß er in seiner Brautnacht dem Himmel mit einer so unvernünftigen Bitte zur Last gefallen war. Der Arzt fand seinen Puls mit jedem Tage bedenklicher, sein Zustand ward für gefährlich erklärt und der Prior gab endlich seine Einwilligung, daß der Pater Placidus, (so hieß der Herr von Bührau als Klosterbruder,) auf einen Monath ein Bad besuchen könne. Er reiste ab und athmete schon zufriedener die freye Luft des Himmels ein.

Ein seltsamer Zufall, oder die Natur, hatte es so veranlaßt, daß die Frau von Bührau alle die nehmlichen Symptome an sich bemerkte. Ihr Arzt rieth ihr ebenfalls die Brunnenkur, und ein noch seltsamerer Zufall machte, daß beyde Eheleute, ohne daß sie es wußten, sich in einem und eben demselben Bade aufhielten.

Der Pater Placidus ging häufig spatzieren, am liebsten besuchte er ganz einsame Gegenden, wo er sich ganz ungestört seiner Melancholie überlassen konnte; eben dieß war auch bey seiner Frau der Fall. Hätte der Zufall, der schon so viel gethan hatte, um sie zusammen zu führen, nicht auch das Letzte thun sollen?

Der nachdenkende Pater ging an einem schönen Tage dem Gemurmel eines Baches nach, der sich immer tiefer in dichtverwachsne Gebüsche hinabsenkte. Er setzte sich endlich in das weiche Moos und dachte von neuem über seinen Zustand nach; das Gemurmel des Bachs, der süsse Gesang der Vögel versetzten ihn nach und nach in sehr empfindsame Träumereyen; als er endlich von ungefähr aufblickte, sieht eine schöne, weibliche Gestalt vor ihm, er betrachtet sie genauer, es ist seine Frau.

Anfangs waren sie beyde erstaunt, sich hier zu finden, das Erstaunen mußte bald der Freude Platz machen, und die Freude wieder der Reue, daß sie beyde einen zu voreiligen Schritt in's Kloster gethan hatten. Alle diese Gespräche veranlaßten natürlicherweise eine Vertraulichkeit, die

selbst in ihrem ehemaligen Ehestande nicht unter ihnen statt gefunden hatte: die empfindsame Nonne sank in das weiche Moos hinab, die Arme ihres Mannes fingen sie auf. Man vergaß Kloster und Klostergelübde, sie überließen sich ganz der Leidenschaft, die erst jetzt in ihnen erwachte, der Bruder Placidus, vergaß seine Gebete zum Himmel zu senden, Küsse, Lauer und Umarmungen ließen ihm nicht Zeit, zu Worte zu kommen und als er endlich wieder Athem gewonnen hatte, war es zu spät.

Der Pater ward gesund, die Wangen der Nonne färbten sich wieder: beyde reisten in ihr Kloster zurück.

Bald ward die Nonne, die ihr Gelübde vergessen hatte, durch ein Pfand unter ihrem Herzen daran erinnert. — Was konnte man thun? Sie suchte ihre Schwangerschaft zu verbergen, die man demungeachtet bald entdeckte. Sie gestand ihr Verbrechen, man verhörte den Pater Placidus; beyder Aussagen stimmten vollkommen überein. — Ihr Verbrechen kam vor billige, menschliche Richter, man erwägte, daß sie

durch das Ansehn der Kirche, Mann und Frau wären, man verzieh ihnen.

Die Nonne kam mit Zwillingen nieder, wovon der männliche kein anderer ist, als der Held der Geschichte, Peter Lebrecht. Um seine Abkunft zu verbergen, hatte man ihn einer Bäuerin mit diesem unächten Nahmen zur Erziehung übergeben.

Von meiner Schwester hatte Frau Marthe weiter keine Nachrichten, als daß man sie in ein entferntes Dorf einer gewissen Frau Möhring zu erziehen gegeben habe. —

Meine Leser werden nun hoffentlich einsehn, wie nothwendig diese Episode zum Verständniß meiner Geschichte sey.

Es war unterdessen unter der Linde Abend geworden, ich ging mit der Erzählerin wieder in die Hütte, wir ergötzten uns in freundschaftlichen Gesprächen und an einem ländlichen Abendessen, dann ging ich schlafen. Froh und munter erwachte ich, ich beschenkte meine Pflegeltern und verließ sie nach vielen zärtlichen Umarmungen.

Dreyzehntes Kapitel.

Ich verliehre mein Amt und gewinne einen Prozeß.

Man hatte mich auf den Weg nach dem Gute des Präsidenten gebracht und ich ging jetzt unter mancherley Gedanken meine Straße. Ich hatte eine Braut verlohren, war in eine Grube gefallen, hatte meine Pflegeeltern gefunden, und den Nahmen und die seltsame Geschichte meines wahren Vaters zu erfahren. Jetzt wußte ich zugleich, warum ich in meiner Kindheit eine so große Verliebe für den geistlichen Stand gehabt hatte, das geistliche Blut hatte noch in mir gekocht. Welchen sonderbaren Weg hatte mich die Vorsehung bis hieher geführt! — Ich hatte Stoff genug zum Nachdenken und stand schon, ehe ich es vermuthete, vor dem Landhause des Präsidenten.

Man war meinetwegen in großer Angst gewesen, man hatte gefürchtet, ich könnte in meiner Melancholie wohl gar einen desperaten Entschluß fassen: Louise war noch immer nicht aufgefunden.

Ich ging mit dem Präsidenten auf sein Zimmer und erzählte ihm mein Abentheuer und meine Entdeckung; er war erstaunt und dachte lange über die sonderbare Geschichte nach. Es entstand jetzt die Frage, ob man mir die Güter, die mir eigentlich gehörten, nicht wieder verschaffen könnte: er versprach, mich mit seinem ganzen Einflusse zu unterstützen.

In weniger Zeit war ein förmlicher Prozeß eingeleitet. In dieser Periode meines Lebens ward ich es vorzüglich inne, wie unschätzbar ein Freund ist, dessen Macht uns beschützen kann: der Ausgang meines Streites wäre immer zweifelhaft gewesen, ja es ist mir jetzt sogar wahrscheinlich, daß ich den Prozeß verlohren, wenn sich der Präsident nicht meiner väterlich angenommen hätte. Durch seine Freunde und durch Leute, die wieder Gefälligkeiten von ihm erwarteten, brachte er es endlich dahin, daß die Güter, die bis jetzt ein Eigenthum meiner Verwandten gewesen waren, mir zugesprochen wurden.

Ich war jetzt Herr eines großen Vermögens, um aber allen künftigen Chikanen zu entgehn, verkaufte ich meine Besitzungen sogleich wieder für

eine ſehr anſehnliche Summe an meine Verwandten, und beſchloß nun, erſt eine Gegend aufzuſuchen, wo es mir ſo ſehr gefiele, um mich dort häuslich niederzulaſſen.

Ich dankte dem Präſidenten, dem ich nie genug danken konnte, legte mein noch nicht angetretenes Amt wieder nieder und machte mich zur Abreiſe fertig. Ich hoffte auch noch meine Braut unterwegs anzutreffen und dieſe Hoffnung war eine Urſache mehr, um ſehr bald abzureiſen.

Ich brachte mein Geld auf eine ſichere Art unter, beſuchte noch einmal meine guten Pflegeeltern und belohnte, ſo viel als möglich iſt, ihre Liebe für mich; dann machte ich mich auf den Weg, um Abentheuer aufzuſuchen.

Vierzehntes Kapitel.

Ich lerne meinen Vater persönlich kennen.

Es fiel mir ein, daß es doch wohl nicht mehr als billig sey, mich nach meinen eigentlichen Eltern zu erkundigen. Auf meinen Erkundigungen erfuhr ich, daß meine Mutter schon gestorben sey, daß aber mein frommer Vater noch lebe. Ich reiste sogleich nach der Gegend, in welcher sein Kloster lag.

Die Gegend war einsam, aber sehr angenehm, das Kloster lag auf einem Berge, von wo man weit umher blühende Gefilde und Städte und Dörfer übersahe.

Ich ließ mich im Kloster melden und empfand einen kleinen Schauder, als ich die dunkeln Kreuzgänge hinunter ging und in die engen trüben Zellen der Mönche hineinblickte. Das Kloster kam mir vor, wie eins von den dunkeln unterirdischen Zauberschlössern, von denen ich zuweilen in meiner Kindheit hatte erzählen hören, in welchem eine Schaar von Menschen auf ihre

Lebenszeit hineingebannt war, um hier wie in einem Grabe zu exiſtiren.

Ich hatte gleich nach Endigung meines Prozeſſes wieder meinen ſchlichten Nahmen Peter Lebrecht angenommen und unter dieſem ließ ich mich beym Pater Placidus melden. Er ſtand bey einem Blumenbeete und betrachtete mit einem aufmerkſamen Auge die abblühenden Aurikeln. Sehn Sie, kam er mir mit einem heiligen Ton entgegen, wie man allenthalben in der Natur die Erinnerung an den Tod findet, alles winkt und deutet auf unſre Sterblichkeit, damit uns der Gedanke an den Tod ſtets einen neuen Antrieb zur Tugend gebe.

Ich verbeugte mich und ſah ihn mit einem mitleidigen Lächeln an, mit einer andächtigen Miene wandte er ſich wieder zu ſeinen Aurikeln.

O armſeliges Menſchengeſchlecht! dachte, oder ſagte ich in meinem Innern: auserleſen, um die Liebe zum Leben wie eine Sünde zu betrachten. Ihr Elenden, die ihr hier lebendig eingegraben ſeyd, auf immer von der Natur und allen ihren Freuden verſtoſſen! Losgeriſſen von allen Menſchen, in euch die Thätigkeit, das Wirken un-

möglich, Gesänge sind eure Tugend, eine versäumte Hora euer Laster; wenn ihr euer eingesunkenes Auge in trüber Grübelei auf ein welkes Blatt heftet, so bildet ihr euch ein, mehr gethan zu haben, als der Mann, der im Getümmel der Welt mit thätiger Menschenfreundlichkeit, seine sinkenden Brüder unterstützt. — Was ist bey euch Tugend? — Die Regeln Eures Ordens. — Das geadelte Leben des Menschen ist die Ausbildung seiner Vernunft und seiner Gefühle, euch ist beydes unnütz und unmöglich. Jedermann strebt aus dem dumpfen Schlaf zu erwachen, der ihn an die Thierheit fesselt und euer Daseyn ist ein einziges Bestreben, immer tiefer und tiefer in diesen Todesschlaf zu versinken. Wer von euch seine lebendige Menschennatur bis zum Instinkt der Pflanzen abstumpfen kann, der ist ein Heiliger!

Es war sehr gut, daß mein frommer Vater nichts von diesem inwendigen Gespräche verstand, er nahm mein Stillschweigen für mitgetheilte Andacht und führte mich mit grosser Zufriedenheit durch alle Gänge des kleinen Gartens, zeigte und erklärte mir das was angepflanzt war,

und konnte nicht genug eine Kaiserkrone, oder wie er sie nannte, Passionsblume, die in der Nacht aufgebrochen war, bewundern, in welcher die Allmacht Gottes das ganze Leiden Christi so herrlich und deutlich abgezeichnet hätte. — Dieß gab ihm Veranlassung, über die wunderbare Einrichtung eines Nebentopfes zu reden und von diesem auf die Feygeister zu kommen, die nach allen diesen Fingerzeigen des Himmels doch auf ihrem boshaften und sündlichen Eigensinn beharrten.

Ich bat ihn, mir auch seine Zelle zu zeigen. Wir verliessen den Garten und er führte mich auf sein enges, dunkles Zimmer. Matt und gedämpft brach der muntre Sonnenschein durch die kleinen getrübten Scheiben, ein Crucifix hing an der kahlen schwarzen Wand, ein andres stand auf einem kleinen Tische, in einem Winkel ein Bett.

Ich sagte ihm hier, wer ich sey und schloß ihn in meine Arme. Eine milde Röthe leuchtete in seinem blassen Angesichte auf, er schien verlegen, er schlug die Augen nieder und drückte mich dann mit Innigkeit an seine Brust. Mein Sohn! rief

et aus; o ich danke dem Himmel, daß er meine Bitten erhört hat, und ihn mir von Angeſicht zu Angeſicht zeigt!

Wir ſetzten uns beyde und der alte Mann ſchien ſich nach vielen Jahren zum erſtenmale wieder als Menſch zu fühlen.

Aber, mein Sohn, ſagte er nach einer langen Pauſe, in welcher er mich aufmerkſam betrachtet hatte, ich finde in deinem Geſichte eine auffallende Aehnlichkeit mit deiner Mutter, folge ihrem und meinem Beyſpiele und verlaß das unruhige Getümmel der Welt, wo unſer ganzes Leben nichts als ein Kampf gegen Laſter und Schwachheiten iſt. Zwiſchen den ſtillen Mauern eines Kloſters kannſt du ruhig leben, ohne zu fürchten, Gott in jedem Augenblicke zu beleidigen; jeder Tag hat hier ſein beſtimmtes Tagewerk, ein Gebet reiht ſich an das andre, keine Verſuchungen fallen dich an. Hier giebt es keine Vorfälle, in welchen du das Gleichgewicht verliehren und ungewiß ſeyn kannſt, ob die Tugend in einer gewiſſen Lage wohl Tugend ſey. Nein, hier geht dein Leben immer gerade aus, folge meinem Rathe, mein Sohn, und meinem Beyſpiele.

Ich fand dazu jetzt weniger Beruf als je, ich nahm einen zärtlichen Abschied von meinem Vater und verließ seinen trübseligen Aufenthalt. — Er sah mir wehmüthig nach, als ich wieder in das unruhige Gewühl des Lebens und der Menschen hinunterging; ich habe ihn seit dem nicht wieder gesehn.

Funfzehntes Kapitel.

Reisebeschreibung.

Ich komme nun endlich zu einem Kapitel, auf das ich mich schon vom Anfange meines Buchs gefreut hatte, weil es eigentlich das werden sollte, welches meiner Erzählung ihren eigentlichen Werth und ihre Nutbarkeit geben sollte: und nun ich endlich so weit gekommen bin, weiß ich nicht recht, was ich mit diesem Kapitel anfangen soll. Ganz auslassen möcht' ich es nicht gern und doch weiß ich nicht eigentlich, was ich erzählen soll. Ich hatte mir nehmlich vorgenommen, hier eine

gründliche ſtatiſtiſche Nachricht von ganz Europa einzuſchalten, um dadurch mein Buch für die leſebegierige Jugend recht nützlich und anziehend zu machen, mir auch daneben die naſeweiſen Anmerkungen mancher Recenſenten abzuweiſen, daß meine ganze Erzählung keinen eigentlichen praktiſchen Nutzen habe. Ich hatte mir ſchon alle Bücher zurecht gelegt, die ich hier ausſchreiben wollte, als mir zu meinem größten Unglücke einige Bedenklichkeiten einfielen.

Die gefährlichſte Klippe eines Schriftſtellers iſt Langeweile, wer vor dieſer glücklich vorbeyſegelt, hat immer ſchon einen ſehr groſſen Vortheil gewonnen, wenn ſein Schiff auch nur mit Ballaſt geladen ſeyn ſollte. Ich fürchtete alſo, und wahrſcheinlich ſehr mit Recht, daß dieſe vortrefliche Ladung für mein kleines Fahrzeug zu ſchwer ſeyn würde, und ließ alles liegen.

Ich will alſo nur ohne alle geographiſche und ſtatiſtiſche Nachrichten erzählen, daß ich zuerſt Deutſchland, mein geliebtes Vaterland durchreiſte. Man könnte mich am Ende für einen gefährlichen Menſchen halten, wenn ich von dieſem

Lande nicht alles Gute sagte und darum will ich lieber gar nichts davon sagen.

In Frankreich mißfielen mir die Reichen und jammerten mich die Armen; vor lauter Hofton konnte man mit Niemand umgehn. Ich hielt mich aber doch ziemlich lange in diesem Lande auf, weil es mir im Ganzen ausserordentlich gefiel.

Daß ich mich verleiten ließ, über die Pyrenäen zu gehn, um dem altfränkischen, rechtgläubigen, hausmütterlich faulen Spanien einen Besuch abzustatten, mag mir der Himmel vergeben, denn es gereut mich noch am heutigen Tage. Ich war in einer unaufhörlichen Angst vor der heiligen Inquisition; ein paarmal ward ich auf der öffentlichen Landstraße beraubt, und zwar von denselben Leuten, die ich für mein Geld angenommen hatte, um mich gegen Räuber zu schützen.

In Italien hatte ich mancherley Abentheuer, die aber zu weitläuftig sind, als daß ich sie hier erzählen könnte. Von den Antiken habe ich viel gelitten, ich ließ mir zum Unglücke einfallen, ein Kunstkenner zu werden, und da bin

ich um vieles Geld betrogen worden. Eine Menge ganz moderner Antiken ſtehn noch immer in meinem Studirzimmer und predigen mir unaufhörlich die Wahrheit: „Was deines Amts nicht iſt, da laß deinen Furwitz!“ — Indeſſen, was hätte ich auch Großes damit anfangen können, wenn alle die Onyxe und Carniole, die ich beſitze, nun auch wirklich unter Auguſt oder Tiber geſchnitten wären? Sie kommen mir jedesmal, wenn ich ſie betrachte, recht niedlich vor, und ſo habe ich ihnen denn den Fehler, für den ſie gar nicht können, vergeben: daß nehmlich das Alterthum nicht an ihnen klebt. — Doch betrachte ich einen ſchöngeſchnittenen Käfer immer mit einer vorzüglichen Ehrfurcht, weil ich von dieſem glaube, daß er ächt iſt: er hat vielleicht vor zweytauſend Jahren einmal an einer ägyptiſchen Kinderklapper ſeine Rolle geſpielt. — In Neapel wär ich faſt erſtochen worden, weil man eiferſüchtig auf mich war, doch kam ich durch einen Zufall noch mit dem Leben davon: o, der Zufall iſt ein herrliches Ding, ihm hat der Leſer dieſe ganze Geſchichte zu danken, denn wäre ich in Neapel erſtochen worden, ſo hätte ich höchſtens ein Ge-

ſprach im Reiche der Todten ſchreiben können, und die ſind jetzt aus der Mode gekommen.

Ich reiſte über Frankreich zurück und von da nach England. Die ganze Inſel iſt voll von ſeltſamen Leuten, ein gutes Volk und ein böſes, je nachdem man es gerade trifft, oder macht; phlegmatiſch und voll Enthuſiasmus. — Ich beſah alle Merkwürdigkeiten des Landes, aber nirgends ſchlug in mir mein Herz ſo hoch und ſo ungeſtüm, als in dem Hauſe, in welchem Shakſpear geboren und geſtorben iſt. Ich ſah im Geiſte den großen Todten dort durch die Zimmer gehn; ich belauſchte ihn bey ſeinen Arbeiten, die ſeiner Feder entfloſſen zu ſeyn ſcheinen, ohne daß er ſelbſt ihr hohes Gepräge, ihre Göttlichkeit geahndet hat. — Es gab mir einen Stich ins Herz, als ich vor dem Leinhauſe in Stratford vorbeyging, in welchem ſeine Aſche ruht, daß auch er, wie der Geringſte ſeines Geſchlechts, durch das Leben hat handwerken müſſen, ohne daß wir es begreifen können, wohin er gegangen iſt.

Ich wollte nicht weiter nach Norden reiſen, weil ich einen großen Abſcheu vor dem Froſte ha-

be, ich beſchloß alſo, in mein Vaterland zurückzukehren.

Allenthalben machte ich die Erfahrungen, die Scarmentado auf ſeinen Reiſen gemacht hat. Es iſt alſo überflüſſig, wenn ich noch ein Wort über meine Wanderungen ſage.

Sechszehntes Kapitel.

Hannchen.

Ich kam zurück und mein alltägliches Vaterland kam mir nach meinen Reiſen mit einemmahle ganz neu vor. So wie ein altes Kleid, das wir verdrüßlich in den Schrank hängen und es in langer Zeit nicht anſehn, uns dann wieder beſſer und neuer vorkommen kann; ſo ging es mir gerade mit meinen Landsleuten, mit ihren Sitten, ihrer Sprache, ihren Städten und Dörfern, Weibern und Töchtern. Das Alltägliche und Langweilige beſtimmen und meſſen wir immer nach dem, was dicht um uns herum iſt, das, was uns ergötzen

soll, suchen wir immer in der Ferne. Von Jugend auf ist es unser Studium gewesen, uns alles Fremde, Sitten, Sprache, Kleidertrachten u. s. w. gewöhnlich zu machen, wir sollten es nur einmal versuchen, uns das Gewöhnliche fremd zu machen, und wir würden darüber erstaunen, wie nahe uns so manche Belehrung, so manche Erquickung liegt, die wir in einer weiten, mühsamen Ferne suchen. Das wunderbare Utopien liegt oft dicht vor unsern Füssen, aber wir sehn mit unsern Cyclopen darüber hinweg. —

Ich kam also in Deutschland zurück; der Präsident war indess gestorben, und sein alter, genievoller Sohn hatte die Welt noch immer nicht erleuchtet, ich hörte nichts von Louisen und hatte sie, ich muß es zu meiner Schande gestehn, fast vergessen. —

Ich bin ein sehr grosser Freund von Fußreisen und auf diese Art durchstreifte ich auch einst eine der angenehmsten Gegenden von Deutschland, die in einer ziemlichen Entfernung von W... und dem Orte meiner Erziehung lag. — Es war am Nachmittage und die Sonne ziemlich schwül, als ich in ein dichtes, angenehmes Gehölz trat. Mir fiel von ungefähr mein Abenteuer im Wal-

de und in der Fuchsgrube wieder ein und natürlicherweise auch meine seltsame Hochzeit mit Louisen, die noch immer nicht vollzogen war. Ich ging mit diesen Gedanken einen angenehmen Fussteig hinab, der sich in hundert Krümmungen um die Bäume schlängelte, bald einen kleinen Hügel hinauf, bald wieder in ein niedliches Thal hinabsunke: die Sonne konnte nur an einzelnen Stellen durch die dichtgeflochtene grüne Decke des Waldes dringen und eine liebliche Kühlung säuselte in den Gebüschen, ich überliess mich meiner poetischen Stimmung und mochte wohl ein paar Stunden so gegangen seyn, als ich plötzlich bey einer alten Eiche still stand und meinen Gang und meine Gedanken unterbrach.

Die Ursache dieser Unterbrechung war ein allerliebstes Bauermädchen, das sich auf die anmuthigste Art von der Welt im Schatten des Baums gelagert hatte und dort unbefangen und sorgenlos schlief. Ihr blondes Haar hatte sich aufgelöst und wiegte sich im Grase, ihre weisse Brust hob sich ruhig, ihr Arm hing noch halb an einem Körbchen, das mit Früchten angefüllt, neben ihr stand.

Ich blieb stehn und konnte von dem reizenden Schauspiele mein Auge gar nicht wieder wegwen-

den. — Wenn nur keine Schlange, oder kein Thier ihr zu nahe kömmt, sagte ich zu mir selbst, und beschloß, hier so lange Acht zu geben, bis sie aufgewacht seyn würde.

Weich sind ihre Gesichter! sagte ich leise, welche frische Lippen! Welche Unschuld auf den Wangen! — Wenn in diesem Körper eine unbefangne Seele wohnt, ein gerader und richtiger Verstand, was könnte sich dann ein ehrlicher Mann wohl mehr an der Gefährtin seines Lebens wünschen? — Vielleicht Sprachen? — Damit sie sich in keiner natürlich ausdrücken könnte. — Musik? — Ein einfaches Mädchen hat gewöhnlich einen Instinkt zum Singen, wie die Vögel im Walde, und ihre Gespenster-Sonaten und naiven Schäferlieder haben mehr Sinn, als die langweiligen und gedrechselten Arien und Rondos, mit denen die Ohren in den Konzerten und Schauspielen so oft geplagt werden: triviale Allgemeinplätze in Poesie und Musik. — Feine Welt? — Ich liebe die ungekünstelte ungeschminkte Natur mehr. — Stand? — Ich unter Peter Lebrecht, von diesem närrischen Vorurtheile hast du dich ja schon lange losgemacht.

Nun denn also, Freund, was hindert dich, so glücklich zu werden, als es ein Menschenkind auf dieser Welt nur werden kann? — Fühlst du nicht schon einen geheimen Zug, der dich an dieses Mädchen fesselt? — Sage, wenn sie erwacht, ihre Hand in die deinige, und lade in dieser schönen Gegend ein stilles, häusliches Glück bey dir zu Gaste! — Verzieh die ganze leere geräuschvolle Welt und lebe dir, der Liebe und der Menschenfreundlichkeit in einer gefühlvollen, lebendigen Einsamkeit!

Aber halt, Freund Lebrecht, daß du auch nicht die Rechnung ohne den Wirth machst! — Sollte sich dies Mädchen nicht irgend einen gesunden, geraden jungen Burschen zum Geliebten auserkohren haben? Willst du das Glück zweyer Menschen stören, und dich mit deinen Anträgen in die Eintracht der Familien drängen? — Nun, wir wollen den Erfolg abwarten.

Ich stand noch eine ganze Weile so und sprach und diskurirte mit mir selber. Endlich schlug das Mädchen ein Paar große, himmelblaue Augen auf; es war, als wenn sich am ersten Frühlingstage die Wolken verziehn und ein warmer Sonnenblick durch den blauen Luftraum dringt. Sie sahe mich und ward verlegen, sie wußte nicht, was

ich wollte und was sie aus mir machen sollte. — Mein Herz war warm geworden und es wäre mir etwas Leichtes gewesen, in Versen zu sprechen, da ich sie aber damit nicht erschrecken wollte, schwieg ich noch eine Weile still, um meinen Verstand zu einer gesetzten Prose zu sammeln.

Wir erklärten uns endlich gegenseitig und ich bot mich an, sie nach Hause zu begleiten. Sie hatte nichts gegen diesen Antrag einzuwenden und wir gingen nun, so viel als möglich war, den Fuß-steig neben einander. Unterwegs erzählte sie mir, daß ihr Vater ein Pächter und dabey ein guter Mann sey, daß er viel auf sie halte, weil sie seine einzige Tochter sey, und daß sie ihm auch alles zu Gefallen thue, was sie ihm nur an den Augen ab-sehen könne: daß sie ein gewisser Christel gern heirathen wollte, daß sie ihn aber nicht möge, weil er ihr zu dumm sey, daß ich nur zu ihrem Vater mit hinein kommen solle, daß er gerne mit frem-den Leuten umgehe, um sich von ihnen etwas er-zählen zu lassen.

Ich ward von dem Mädchen, von ihrer Un-befangenheit und der Art sich auszudrücken, im-mer mehr bezaubert; die zutrauliche Dämmerung, die jetzt hereinbrach, und den Wald geheimnißvoll

und magiſch machte, trug auch das übrige dazu bey um mich an das ſchöne Mädchen noch mehr zu feſſeln.

Wir kamen jetzt an einen kleinen runden See, in dem ſich die Abendröthe ſpiegelte, an der Seite lag ein niedliches Häuschen und daneben ſtreckte ſich ein kleines Dorf einen Hügel hinan. Es war ein ergreifender Anblick, die Hütten zu ſehn, vor uns das Waſſer und den grünen, dämmernden Wald. Wir gingen in das Haus und der Vater empfing mich ſehr freundlich: er war ſchon ſeiner Tochter wegen beſorgt geweſen und dankte mir ſehr herzlich, daß ich ſie nach Hauſe begleitet hatte. — Er war ein gerader, ſchlichter Mann, der gern Neuigkeiten hörte und gern erzählte, der ſich für einen der merkwürdigſten Menſchen in der Welt hielt, weil er in ſeinem Dorfe der angeſehenſte war. Aber bey allen ſeinen Schwachheiten war Pächter Martin doch ein ſehr liebenswürdiger Mann, wenn man es nehmlich überhaupt der Mühe werth finden will, die Menſchen zu lieben.

Ich blieb einige Wochen im Dorfe, ich wurde beym Vater immer mehr bekannt und mit Hannchen immer vertrauter. Ich entdeckte mich dem

Alten und er war vor Entzücken auſſer ſich, daß er einen Schwiegerſohn bekommen ſollte, der kein Bauer wäre: wie die Welt da die Augen aufreiſſen würde, meinte er.

Ich ſpielte mit Hannchen noch einmal daſſelbe tändelnde Spiel durch, das meine Phantaſie ſchon einmal in Louiſens Gegenwart beſchäftigt hatte: nur war Hannchen noch weit ungeümſielter als Louiſe, ſie verliebte ſich wirklich in mich, da bis jetzt noch kein Gegenſtand ihr Herz gerührt hatte.

Die Liebe iſt ein Frühling, der uns in jedem Jahre von neuem entzückt: in jedem May bilden wir uns ein, noch kein einzigesmal ſo empfunden zu haben.

Es giebt in dieſer Welt kein ſchöneres Schauſpiel, als der Anblick einer guten, unbefangenen Seele, die uns mit jedem Tage mehr entgegenkommt, ſich mit jeder Stunde inniger an unſer Herz ſchließt, auf jeden Ton des Mundes horcht, und jede Meynung des Geliebten, auch über den geringfügigſten Gegenſtand, wichtig und voll Bedeutung findet. Eins lebt und wohnt im Auge des andern, die Blicke auf einandergeheftet, die Hände in einander gedrückt, die Seelen in einandergeflochten, wandeln ſie durch ein Paradies und

Herben bey jeder Blume mit gemeinschaftlichem Entzücken stehn. — O wer nie gelebt hat, gleicht dem Wurm, der in seinem eigenen, engen Gespinnste stirbt: er lebt in einem trüben, beschränkten Eigensinn, er kennt nur den schlechtern Theil seines Wesen. Wehe ihm, wenn auf den Wink der Liebe sich die glänzenden Flügel aus ihm entwickeln, neue Sinne aufblühen und ihm neue Freuden brüderlich entgegenkommen; in der Liebe der Geliebten findet er sich verjüngt, neue Tugenden wachsen in seinem Busen auf, alles, was wüst und dunkel in ihm lag, wird wie vom goldnen Schein der Morgensonne erleuchtet.

Ich ward mit Naunchen verlobt, und wir waren beyde unaussprechlich glücklich. —

Siebzehntes Kapitel.

Seltsame Zusammenkunft.

Um Naunchen Vergnügen zu machen, besuchte ich zuweilen mit ihr die benachbarten Gegenden. Sie freute sich ausserordentlich, wenn sie sah, wie sie Welt dem weit geringer sey, als sie sich gedacht hatte; jede Kleinigkeit war ihr merkwürdig.

So besuchten wir einige merkwürdige Ruinen, die ungefähr zehn Meilen von unserm Dorfe lagen. Es war schön Wetter, eine schöne Gegend, durch die der Wagen rasch dahinfuhr, wir waren sehr froh und zufrieden. Hannchen ergötzte sich an der Aussicht von der zertrümmerten Burg herab und fürchtete sich dann wieder vor den wilden, zerstreuten Steinmassen. — Ein kleiner Junge kletterte sehr dreist unten am Berge herum, er schien kaum fünf Jahr zu haben, plötzlich fiel er von einem steilen Absatz des Berges hinunter, Hannchen schrie laut auf und ich sprang hinab, um ihm zu helfen.

Er war verwundet, aber nicht gefährlich, ich fragte, wo er hin gehöre, und er zeigte auf ein nahestehendes grosses Haus. Hannchen ging wieder in's Wirthshaus und ich trug das Kind selbst hinüber.

Ich sahe, daß das Haus einem Edelmann gehören müsse, denn mir kamen mehrere Bediente entgegen, ich liess mich melden, die Mutter sass in ihrem Zimmer. Kaum hatte sie die Nachricht vom Vorfalle bekommen, so flog sie weinend auf das Kind zu, küßte es heftig und schalt dann wieder

ſeine Unart, verband es ſorgfältig und gebot ihm, ſich künftig mehr in Acht zu nehmen. — Erſtarrt, erſchrocken und wie in einem Traume ſtand ich indeſſen an einer Wand gelehnt, denn dieſe Mutter war Niemand anders, als meine Louiſe.

Sie that einen lauten Schrey, als ſie mich bemerkte. Sie ſchien ungewiß, in Zweifeln, ob ſie ſich auch nicht irre: ein Bedienter ging indeß durch das Zimmer, und nannte von ungefähr eine Frau Mörnig, die das Kind ſchon wieder heilen würde. Der Nahme war mir bekannt, ich ward nachdenkend und glaubte am Ende den wunderbaren Zuſammenhang des Ganzen gefaßt zu haben.

Ich erkundigte mich nach dieſer Frau, ſie war die Erzieherin Louiſens geweſen, ich ſank jetzt mit neuer Liebe an Louiſens Bruſt, es war meine Schweſter.

Sie fand ſich bald in den Zuſammenhang unſrer Geſchichte, ſie erzählte mir, daß ſie an unſerm Hochzeittage von Bärenklau entführt ſey; daß ſie ihn anfangs gehaßt und beſtändig geweint habe, fortgefahren ſey, ihn zu haſſen, aber ohne zu weinen, daß ſeine Bemühungen, ſeine unabänderliche Liebe endlich ihr Herz gerührt hätten, daß ſie nun von neuem angefangen habe zu weinen, daß

von mir gar keine Nachrichten angekommen, oder vielleicht alle von ihrem Geliebten verſiegelt worden wären. Der Onkel ſey indeß geſtorben und ſie ſey ſeine Frau und Mutter von zwey Kindern geworden.

Wir ſtanden noch Arm in Arm, als Bärenklau hineintrat. Sein Erſtaunen war nicht geringe, mich hier zu finden; er vereinigte ſeine Freude mit der unſrigen, als wir ihm unſre Entdeckung mittheilten.

Ich hatte mir indeß dicht bey meinem Schwiegervater ein kleines, aber bequemes Haus bauen laſſen, ich ſah meine Schweſter oft und Hannchen alle Tage. —

Und was weiter?

Und hier iſt für's Erſte meine Geſchichte aus. Ich ward mit Hannchen verheirathet, unſre Hochzeit war ein Feſt für die ganze Gegend.

Und? —

O, ich ſehe, es iſt Zeit, daß ich meine Geſchichte ſchließe. —

Achtzehntes Kapitel.

Ist das vorletzte Kapitel. — Der Verfasser nimmt von seinen Lesern Abschied.

Hier wäre nun also der erste Theil meiner wahrhaften Geschichte geschlossen. Viele Leser werden nicht begreifen können, was denn der folgende Theil enthalten solle, da in diesem nun alles, was etwa noch interessiren könnte, beygelegt und in Richtigkeit gebracht ist. — Man hat sich in sehr vielen Romanen daran gewöhnt, daß jeder Theil mit einem Donnerschlage schließt und der Verfasser seine Leser jedesmal auf der letzten Seite plötzlich aus den Wolken fallen läßt, daß sie dann mit einemmale dastehn, sich umsehen, und nicht wissen, wie ihnen geschehn ist, dann häufig in den Buchladen oder zum Bücherverleiher laufen, und sich nach dem zweyten Theile des interessanten Buches ausser Athem fragen.

Für diese Leser mein Buch auf die gehörige Art zu schließen, wäre wahrhaftig für mich das größte und schwierigste Kunststück gewesen. Denn wenn ich auch unmöglicherweise von der Wahrheit meiner Geschichte hätte abweichen wollen, welche Erfindung hätte ich wohl aufsinnen können, um

dieſe flüchtigen Sonner feſtzuhalten? — Hätte ein ſchrecklicher, kleiner, lächerlicher, gräßlicher Kobold mein Haus mit einemmale beſuchen und mir ein entſetzliches Unglück prophezeyen ſollen? — Das ging nicht an, denn ich hatte gleich in meinem erſten Kapitel geſagt, daß ich mich mit ſolchen Narrentheidingen gar nicht einlaſſen wollte. — Oder hätte meine Frau Hannchen wieder plötzlich verſchwinden ſollen? — Der Vorfall war in meiner Geſchichte ſchon einmal da geweſen; obgleich viele Leute überzeugt zu ſeyn ſcheinen, daß eine Frau ein Gut ſey, das man nicht zu oft verlieren und wiederfinden könne. *) — Kurz, ich hätte wirklich keinen Ausweg gewußt.

Bey ähnlichen Büchern als der Genius, fällt mir immer eine Geſchichte von einem Geizhalſe ein; vielleicht iſt ſie nicht allen meinen Leſern bekannt, und da ſie nur kurz iſt will ich ſie noch erzählen.

Ein Mann, der ſehr geizig war, wollte doch ſeinen Freunden einmal ein Feſt geben. Er konnte es aber nicht über ſein karges Herz bringen, daß er von allen Gerichten ſo viel beſorgt hätte, daß ſich ſeine Gäſte hätten ſättigen können; um jeden Vorwurf aber von ſich abzulehnen und es zugleich ſo ein-

*) Siehe den Genius von Groſſe.

zurichten, daß von den aufgetragenen Speisen noch auf den folgenden Tag etwas übrig bliebe, erfand er folgendes Mittel. Er sagte nehmlich gleich beym Anfang der Mahlzeit seinen Freunden von einem überaus delikaten Kuchen, den er habe backen lassen, sie möchten sich also den Appetit nicht zu sehr an den schlechtern Speisen verderben. Die Erwartung war gespannt, der Gaumen gereizt, man aß von allen Schüsseln nur wenig, weil man immer den vortrefflichen Kuchen erwartete. Er kam aber nicht, der Wirth entschuldigte sich damit, der ganze edle Kuchen sey unglücklicherweise die Treppe herunter gefallen, und die getäuschten Gäste mußten nun ihren Hunger mit Brot und schlechter Butter befriedigen.

Hast du nicht, lieber Leser, statt dieses versprochenen Kuchens, eine Schüssel aus verworrner tauber Masse mit Genius und andern Erzählungen dieser Art gefunden?

Fern sey es daher von mir, irgend etwas zu versprechen, was ich nicht im Stande bin, zu halten. — Für wen dieser erste Theil nicht ganz langweilig gewesen ist, dem verspreche ich auch im folgenden einige Unterhaltung; dieser Leser kann dann diesen ersten Theil gewissermaßen als eine Vorrede zum zweyten ansehn, in welchem sich Charaktere, Personen und ihre Art zu denken mehr entwickeln werden. —

Ich habe im stillen auch Peters diese erste Bändchen, neben meiner Frau seine, geschrieben. Es werden noch mehr vergnügte Tage entstehen und ich

habe noch manches auf dem Herzen, worüber ich wohl mit einem guten Freunde schwatzen möchte. Wenn also zuweilen jemand von den ewigen Revolutionen und politischen Systemen, philosophischem Gezänk und mystischen ästhetischen Abhandlungen, Geister- und Rittergeschichten müde und betäubt wegzieht, um sich zu erholen, und ich habe ihm nicht ganz mißfallen, so kann er mich am kleinen See vor meiner Thür sitzend antreffen und ich will ihm dann auf meine Art meine Geschichte weiter vorschwatzen, die freylich kein Grausen, kein Erstarren, kein Zähneklappen erregt; aber deste besser, so kommen meine Zuhörer wenigstens ohne Fieber davon.

Neunzehntes oder letztes Kapitel.

Die moralische Tendenz dieses Buchs.

Beynahe hätt' ich noch zu guter Letzt das Beste vergessen und hätte meine Geschichte so, wie einen Hund ohne Schwanz, in die Welt hineinlaufen lassen. Ich hätte wahrhaftig mit meiner Zerstreuung übel ankommen können, ich hätte lieber meine ganze Geschichte ungeschrieben lassen sollen, als sie ohne moralische Tendenz zu schreiben. — Wir sind jetzt alle so ungemein moralisch geworden, daß wir in allen Sachen außer uns etwas Moralisches suchen; ja, wir geberden uns ganz wunderbar,

wenn man aufrer überſeinen Tugend einen ſo gewaltigen Streich ſpielt und ihr etwa einen Schwank oder eine luſtige Poſſe erzählt, die aber keine moraliſche Tendenz hatte, denn das iſt der Kunſtausdruck dafür.

Dieſe moraliſche Tendenz, um es noch einmal zu nennen, kommt mir vor wie der Salat, den man zu jedem poetiſchen Backwerke zu eſſen muß, um es ſchmackhaft zu finden: mir iſt daher recht leicht um's Herz, da ich mit gutem Gewiſſen auch über meine Thür ſchreiben kann:

Intr. ire, nam & hic dii ſunt! —

Keiner wird hoffentlich den moraliſchen Endzweck meiner Erzählung verfehlen; es iſt nehmlich kein andrer, als daß ſich ja Niemand ſoll trauen laſſen, ohne vorher den Taufſchein ſeiner Frau zu ſehn. — Denn wie viel Unglück hätte daraus entſtehen können, wenn ich meine leibliche Schweſter geheirathet hätte? — —

Ende des erſten Theils.

Peter Lebrecht.

Eine Geschichte

ohne Abentheuerlichkeiten.

616.
Thiele
189

Zweyter Theil.

Berlin und Leipzig,
bey Carl August Nicolai.
1796.

Erſtes Kapitel.

Das verſprochene Kapitel über die Kopfneigungen und Rückenbeugungen.

Der Verfaſſer und der Leſer ſtehn ſich in dieſem Kapitel wieder gegen über, und begrüßen ſich gegenſeitig. Daß ich mit krummgebogenem Rücken als Portier vor dem Eingange dieſes Theiles ſtehe, und daß mir die Leſer bald mit vornehmen oder beſchützenden, bald mit recenſirenden Mienen und Sonntagsgeſichtern vorübergehen, verſteht ſich von ſelbſt. Die Verfaſſer von Büchern müſſen ſogar ſo unterthänig ſeyn, daß ſie die Vorübergehenden gar nicht einmal fragen dürfen, wie ſie ſich ſeit dem erſten Theil befunden, wie ſie geſchlafen haben.

Aber wenn ich auch der erſte Autor ſeyn ſollte, ſo will ich dennoch gegen dieſes alte Herkommen verſtoßen. Ich will ſelbſt unter die gebetene Geſellſchaft treten, und mich nach dem hohen Wohlſeyn der allerſeitigen Gäſte erkundigen; denn ich ſehe gar nicht ein, warum ein Verfaſſer, und arbeitete er auch nur in der Camera Obſcura, ſtets den unterthänigen Bedienten oder Tafeldecker machen ſoll, der ehrerbietig und ſtumm hinter dem Stuhl ſtehen bleibt, wenn er die Speiſen aufgetragen hat. Statt, daß man ſich in Kritiken und Antikritiken herumzankt, ſollte man lieber in den Büchern, die man ſchreibt (auf eignem Grund und Boden, wo man als Gutsbeſitzer immer noch die meiſten Rechte hat), ſagen, was man auf dem Herzen hat.

Ich, Peter Lebrecht, trete alſo hinter der Staffeley hervor (die, verſtanden, weiter nichts als ein kleines Fruchtſtück zeigt) und miſche mich keck unter die Zuſchauer.

Viele von Ihnen, werthgeſchätzte Anweſende, haben ohne Zweifel den erſten Theil ſchon rein vergeſſen, und das kann ich Ihnen vors Erſte gar nicht übel nehmen, zweytens hat es auch gar nicht

viel zu ſagen. Denn in unſerm Zeitalter, das ganz ohne Zweifel den Namen des vielbeleſenen verdient, werden die meiſten Bücher ſchon für die meiſten Leſer ſo eingerichtet, daß ſie anfangen und aufhören können, wo ſie wollen, und ich hoffe, daß ich in dieſer meiner Lebensbeſchreibung auch hinlänglich dafür geſorgt habe. Wie viel Unglück würde auch daraus entſtehn, wenn die Leſer nicht das wieder vergeſſen ſollten, was ſie geleſen haben? Wenn ſie nicht deswegen läſen, um zu vergeſſen? Der Henker möchte dann Schriftſteller ſeyn, denn es würde dann gewiß mit einem verehrungswürdigen Publikum gar kein Auskommen ſeyn; es würde unſre neuſten Bücherverfertiger unaufhörlich anklagen, daß ſie alle die ſchönen Erfindungen ſchon hundert- und zweihundertmal geleſen hätten; es würde der Liebe, der Turniere und ſchrecklichen Nahmenkämpfe der Ritterwelt endlich überdrüſſig werden, weil es immer daſſelbe, und faſt mit den nemlichen Worten wieder geſagt iſt; es würde unter der ungeheuren Menge von neuen Produkten doch auch nach etwas Neuem ſuchen, und ſich dann gewaltig betrogen finden. Kurz, das liebe Publikum würde wahr-

haftig, wenn es Gedächtniß hätte, am Ende darauf verfallen, die guten Bücher lieber mehrmals zu lesen, als die schlechten Wiederholungen schlechter Bücher.

Ich verspreche hier dem rüstigen Leser feyerlich, daß dieser zweyte Theil mit dem ersten meiner Lebensbeschreibung eben nicht weiter zusammenhangen soll, und daß er also mit vieler Erbauung fortfahren kann, wenn er auch alles, sogar bis auf den Namen, vom ersten Theile vergessen hat.

Es ist mir immer sonderbar vorgekommen, daß sich alle Autoren vor ihren Büchern an den Leser wenden, daß man in den Büchern selbst immer von einem Leser sprechen hört, der dies und jenes zu erfahren wünsche, der dem Schluß einer Geschichte entgegen sehe, der dem Verfasser oft erlauben muß, bey zu rührenden Scenen die Feder aus der Hand zu legen; sogar die Druckfehler eines Buches zu korrigen, muthen die meisten Verfasser einem geneigten Leser zu.

Dieses unsichtbare und unbegreifliche Wesen wird auch selbst in Büchern angeredet, die Niemand liest; man findet selbst auf Makulaturbogen

Anrufungen an dieſe unbekannte Gottheit, deren Altar nirgends und allenthalben ſteht. Ich nannte den Leſer eine Gottheit, nicht etwa bloß um dem meinigen etwas Schmeichelhaftes zu ſagen, ſondern weil ich überzeugt bin, nachdem ich eine Menge von Stellen aufgeſchlagen habe, daß ihn ſich die meiſten Autoren unter dieſem Bilde vorſtellen. Sie denken ihn ſich als einen ziemlich breitſchultrigen Gott, der vieles dulden und ertragen kann, der es gleich einem Herkules wagt, das dickſte Buch, ſelbſt wenn es dialogirt iſt, aufzuſchlagen, es zu Ende zu leſen, und ſelbſt nach dem zweyten und dritten Bande zu greifen. Dieſer Leſer iſt zugleich ſo geformt, daß er mit allen Theilen aller Wiſſenſchaften ziemlich vertraut iſt, daß er ſich für Vergangenheit und Zukunft intereſſirt, nur daß ihm in den meiſten Fällen der geſunde Menſchenverſtand fehlt; er hat, trotz ſeiner robuſten Conſtitution doch viele Schwächen, und das Unglück iſt, daß Autoren und Buchhändler dieſe recht gut kennen; denn dieſes ſeltſame Weſen läßt ſich zum Beiſpiel durch ganz ſchlechte Kupferſtiche und ganz abgeſchmackte Büchertitel anlocken: ſtatt einer Allwiſſenheit iſt dieſer Gott mit einer Allneu-

ger bezahlt; das vorzüglichste an ihm ist seine Güte, darum wird er auch der Nachsichtige genannt, bey welchem Namen er sich fast auch am liebsten rufen hört. Gewisse Wesen, die die Sterblichen Recensenten nennen, machen ihm seit einiger Zeit dieser Nachsichtigkeit wegen Vorwürfe genug, aber er legt diese Tugend nicht ab, und ich und alle Andern mit mir, bitten ihn inständigst, daß er es nie thun möge. Diese Recensenten sind nichts anders als eine schädliche Oppositionspartheyen, die die einmal hergebrachte ordentliche Ordnung der Dinge umkehren wollen; sie werfen mit schalichen und fast giftigen Reden um sich, und wollen den oftgenannten Leser gewissermaßen zwingen, Gift schmack zu haben, als wenn dieses arme Wesen nicht schon von der Langeweile und von tausend Uebeln, von denen sich ein vernünftiger Mensch kaum eine Vorstellung machen kann, genügt genug wäre, daß man ihm auch noch die Freude rauben will, die Cramerschen Romane gut zu finden.

Doch, ich vergesse ganz, wovon ich sprechen wollte. — Ich stehe hier am Eingange und mache meine demüthige Verbeugung, und vergesse in der

Zerſtreuung, daß Leute um mich her ſtehen, die mich grüßen, die ſich wundern, warum ich in dieſer Rückenſenkung ſo lange verharre.

Alſo, meine werthgeſchätzten Herren und Damen — wer den erſten Theil ſchon vergeſſen hat, den bedaure ich von Herzen, aber meinem Buche thut es keinen Schaden, und Ihnen ebenfalls nicht, wenn Sie unbekümmert in dieſem zweyten Theile fortfahren.

Viele von Ihnen ſind mit dem erſten Theile unzufrieden, und ich muß Ihnen leider geſtehn, daß Ihnen dieſer zweyte noch weit weniger gefallen wird.

O, um des Himmelswillen! laſſen Sie mich von einem ſo kleinen unbedeutenden und unintereſſanten Buche nicht ſelbſt ſo viel ſprechen, oder ich werde ſo ſchwermüthig, daß ich es gar nicht wage, Ihnen über die Komplimente meine Bemerkungen mitzutheilen; denn ſo oft ich von mir ſelber ſpreche, ſelbſt zu einem vertrauten Freunde, macht es mir in der erſten Minute Vergnügen, in der zweyten ſchäm' ich mich, in der dritten kommt es mir abgeſchmackt vor, und in der vierten muß ich denn nothwendig aufhören. —

Was ſind dieſe kleinen Blätter im lauten, rauſchenden Strome der Zeit? — Sie können nur dazu dienen, Ihre Aufmerkſamkeit etwas von dieſem fürchterlichen Geräuſche abzulenken. Mancher Leſer, der meine Lebensgeſchichte in einer müßigen, nachher ganz vergeſſenen Stunde durchblätterte, hat indeß vielleicht einen großen Verluſt erlitten, oder ſich in ſeinem Innern auf eine gewaltſame Art verändert; er blättert nun vielleicht in dieſem zweyten Theile, um nicht bey ſich zu ſeyn, um ſich vor ſich ſelber verläugnen zu laſſen, und wie kann ich wiſſen, mit welchen umgewandelten Empfindungen er dann einſt in ſtarrer Hand das Zeitungsblatt hält, und er kaum noch darum bemerkt, daß der dritte Theil angekündigt wird. — Ich kann nie über mein Leben das Leben und die Herzen der übrigen Menſchen vergeſſen, aber noch weniger über die Beſchreibung dieſes Lebens, und wäre ſie auch korrekter, angenehmer und intereſſanter als dies Leben ſelbſt.

Es iſt wirklich wahr, daß man ſich ſehr viele Sachen gar nicht muß einfallen laſſen, wenn man nur irgend bey Laune bleiben will; ich dachte eben

daran, ob nicht manche Leser schon gestorben seyn können, die ich seit dem ersten Theile nicht sprach, ob andre nicht vielleicht indeß eine schwere Krankheit überstanden haben, oder noch daran leiden; das Bild der letztern möchte ich im Hintergrunde der Seele behalten, und ihnen durch mein Lachen nur ein Lächeln abgewinnen.

Wenn ich zeichnen könnte, so würde ich hier das Buch sogleich mit vielen Figuren eröfnen, die mich und die verschiedenartigen Leser mit den Krümmungen ihrer Rücken, oder den Bewegungen ihrer Köpfe darstellen sollten.

Die Komplimente sind gewiß mehr als Lachen, Weinen, und die Mattern das, was den Menschen von den Thieren unterscheidet; denn ein Affe, der diese nicht einem wohlerzogenen Menschen nachmacht, wird von Natur gewiß nie auf diese Erfindung verfallen. Selbst der Verstand und der gen Himmel gerichtete Blick scheinen mir nicht so charakteristisch, denn der erste ist ziemlich unsichtbar, und das zweyte Merkzeichen scheint immer seltener zu werden, und würde vielleicht ganz ausgehn, wenn ein starker Körperbau manche Menschen nicht zwänge, ihren Kopf gerade

und aufrecht zu tragen. — Wenn ich in der Ferne zwey Wesen sehe, und weiß nicht, was ich aus ihnen machen soll, so schließe ich aus den gegenseitigen Verbeugungen, daß es Menschen sind.

Es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, daß die Natur selbst durch die künstliche Einrichtung der Rückenwirbel dafür gesorgt hat, daß der Client ohne große Unbequemlichkeit seinem Patrone den gehörigen Respekt erzeigen kann, und sehr angenehm ist es mir immer gewesen, daß ich aus den Arten, den Rücken zu krümmen, jedesmal mit ziemlicher Gewißheit schließen kann, in welchem Verhältnisse die sich bückenden Personen gegen einander stehn. Stehn sie sich so gegen über, daß sie ein vollkommenes Portal ausmachen, und daß einer genau auf den andern Acht giebt, und sich gleich einen Zoll tiefer untertaucht, wenn jener sich um einen Zoll tiefer bückt, so sind es gewöhnlich zwey Edelleute, mittlern Alters, in Civildiensten; sie bilden, wie gesagt, ein schönes verhältnißmäßiges Portal; zwischen den beyden Frisuren fehlt nichts, als ein Schlußstein, und es ist ein schönes und kühnes Gewölbe. — Ist dieses Gewölbe um so viele Grade tiefer gedruckt, daß

es ohngefähr einen Halbzirkel und kein Oval aus-macht, ſo, daß es wie der Eingang zu einem Be-gräbniſſe ausſieht, ſo will ich jedesmal darauf wetten, daß es zwey Gelehrte ſind, die ſich unter dieſer Figur verlügen, daß ſie die gröſte Hoch-achtung vor einander haben.

Dieſe Verbeugungen gehören zu den gleichar-tigen, wenn aber ein Adlicher mit einem Bürger-lichen ſich begrüßt, ſo entſteht daraus eine andre Figur, die weit ſchwerer zu beſchreiben iſt. Der Bürgerliche wird plötzlich durch den Edelmann daran erinnert, daß er einen Rücken habe, und beugt dieſen ſo künſtlich, als ihm nur immer möglich iſt, bis auf den letzten Wirbel; der Edel-mann im Gegentheil wird plötzlich durch den Bür-gerlichen daran erinnert, daß er einen Kopf habe, und nickt mit dieſem auf eine ſehr angenehme Weiſe, ohne an den Rücken weiter zu denken, er ſpart dieſen für die erſte Zuſammenkunft mit einem der wohlgebohrn iſt. Sein Kopfnicken aber wird zuweilen durch ein gewiſſes Lächeln bedeutender gemacht, welches die Leute ſehr gut ein gnädi-ges Lächeln nennen, oder er wendet wohl gar noch ein Stück der rechten oder linken Schulter daran,

um das Wohlgefallen auf eine höfliche Art auszudrücken, daß er daran hat, daß man ihn gegrüßt habe.

Bürgerliche Anatomiker sagen uns, das Rükkenmark sey eine Verlängerung des Gehirns; ich sehe aber gar nicht ein, warum es nicht ein Adlicher umkehren und sagen könnte: das Gehirn ist eine kugelförmige Verlängerung des Rückenmarks, eine abgerundete Zugabe, die nur dazu dient, um zu bezeichnen, daß der Körper fertig sey, und daß man nun nur noch einen großen Huth darauf setzen dürfe, um einen ganz gemachten Mann vor sich zu sehn. Wenn dies seine Richtigkeit hätte, so wäre die Abtheilung unter den Menschen eben so nothwendig als natürlich, und das Gleichheitssystem der Franzosen dürfte dadurch vielleicht den größten Stoß erhalten. Der Bürgerliche hätte dann ganz Recht, wenn er seinen Kopf immer als eine schwere übergebogene Blume vorwärts trüge, und der Adliche könnte dann ganz füglich seine Rückenbeugungen ebenfalls für Kopfarbeit ausgeben.

Alle Völker scheinen die Empfindung zu haben, daß im Kopfe irgend etwas anstößiges liege: man schämt sich beym Grüßen, daß dieser kleine,

unwürdige Theil einen Treſſenhut trägt, und nimmt dieſen ſehr tief herunter; man biegt den Kopf ſelbſt ſo tief, als er nur immer ſinken kann; man giebt den ganzen Rücken Preis, um nur den Kopf zu verbergen; die Aſiaten werfen ſich auf das Geſicht nieder, und es iſt ein Zeichen groſſer Ungnade dort, wenn der Sultan von irgend jemand den Kopf fodert. „Er hat Kopf!“ iſt in vielen Gegenden das ſchlechteſte, was man von einem Menſchen ſagen kann; kein Menſch macht mehr Prätenſion darauf, alle Schriftſteller beeifern ſich um die Wette, nicht mit dem Ausdrucke beſchimpft zu werden; man hört auch von keinem Buche ſagen: der Verfaſſer verräth Kopf; ſondern immer nur: es ſind viel Geiſter und Mordthaten darinn; man weiß gar nicht, wie die wunderbare Geſchichte zu Ende gehn wird; — ſo daß ich nach allem dieſen auf die Idee gekommen bin, daß man den Kopf vielleicht zu den Pudendis rechne, daß man ihn für eine Satire der Natur auf den Menſchen halte; daß man ihn vielleicht ganz bedeckt tragen würde, wenn es die daran angebrachten Sinne erlaubten.

Der Leser wird von mir nicht verlangen, daß ich ihm alle mögliche Ab- und Spielarten der Komplimente und Verbeugungen schildern soll, als da sind: Leute, die vor übergroßer Freundlichkeit mit den Zähnen grüßen; andere, die statt vorn über zu sinken, nach der einen Seite fallen; von Leuten, die von vielen Höflichkeitsbezeugungen schief und beynahe puklicht geworden sind, und von andern dergleichen seltsamen Ausnahmen; aber ich muß fürchten, dem Leser beschwerlich zu fallen.

Nur den so sehr gewöhnlichen Gruß, kann ich nicht unerwähnt lassen, daß man oft sieht, wie Leute sich mit den Augen ganz nahe kommen, sich erst die eine Hälfte des Gesichts, und dann eben so die andre genau betrachten.

Es ist z. B. Gesellschaft, in der sich der Doktor X .. befindet; man erwartet den Doktor Y ..., der sich auch in dieser Stadt niederlassen will; Y ... tritt ein; er wird dem X .. vorgestellt; ein Kompliment wird erfolgen; sie werden sich auf jeder Seite des Mundes küssen, und um nähere Bekanntschaft und Freundschaft ersuchen. — Sie haben sich genau betrachtet, um sich vor einander

zu

zu hüten. — Geistliche schütteln sich dabey gewöhnlich noch die Hände.

Wenn sich Frauenzimmer küssen, so beobachten sie bloß, wie fein der Mousselin um den Busen der geliebten Freundin ist, um ihn mit dem ihrigen zu vergleichen, oder ihn gegen andre Freundinnen lächerlich zu machen; ohngefähr sechs Minuten nachher erfolgt dann die Frage: ey, wo haben Sie den schönen Zeug her? wie viel kosten Ihnen die Elle? — Diese Frage ist nichts, als eine Fortsetzung des Kusses.

Hat irgend einer meiner Leser mit einem andern Leser auf einem Kaffeehause achtmal Billiard gespielt, so darf er diesem kühn die Hand geben, und selbst den Handschuh drauf behalten. Man nennt sich gegenseitig die Finger ein wenig, und so äussert sich die vertraute Freundschaft; andre Leute sagen dann: „der ist mit dem und dem intim liirt". —

Der Druck der Hand ist ein Gruß, den nur wenige verstehn, er ist die heimliche Chiffer einer geheimen Gesellschaft, man schreibt sie Tausenden in die Hand, und keiner erwiedert sie; der es thut, ist ein Freund, er komme auch aus der entfern-

reiten Gegend. Verlassen stehn manche Menschen ihre Lebenszeit hindurch, und die Hand zittert nach diesem Drucke; kein Wandrer kommt und bringt ihnen diesen Handwerksgruß.

Alle übrigen Komplimente lassen sich leicht entbehren, diese nur schwer.

Ich muß hier das Kapitel schließen. —

Zweytes Kapitel.

Meine Lebensweise.

Ich wurde gestört, und fast zu ernsthaft, um weiter zu schreiben. — Ein armer Bauer im Dorfe war gestorben, und die Klocke rief mich zum Leichenbegängniß ab.

Ich ging unter dem schwarzen Zuge ehrbar einher, denn ich hatte den Mann eben so genau gekannt, wie ich noch die übrigen Leute hier im Dorfe kenne, und mich für das Schicksal eines jeden interessire. Das Grab auf dem Kirchhofe war fertig, der Todtengräber stand mit dem Ansehn

eines Künſtlers darneben; ſechs Spaten ſteckten rund herum in der lockern Erde.

Die Frau näherte ſich mit ihrer Schweſter langſam, und ſah faſt ganz gefaßt in das geräumige Grab hinab: „Das Grab iſt gut“! ſagte ſie ſeufzend, denn der Boden und die Wände waren wirklich ſchön geebnet; ſie hatte nun das letzte Wohnhaus ihres Gatten betrachtet, deſſen glatte Wände ſogleich durch die herabgeworfene Erde wieder uneben ſollten gemacht werden. — Die Seile wurden über gelegt, und der Sarg darauf geſtellt. Itzt fing die Frau an zu weinen, die Schweſter blieb noch ruhig. — Man ließ den Sarg hinunter, und nahm die Kranzen weg. — Jeder von den Anverwandten ergriff einen Spaten; der Todtengräber nahm ruhig den Hut ab, und betete ein Vaterunſer. Alles wurde erweicht, als die Erde dumpf auf den Sarg fiel; die Frau ſchluchzte laut, und beugte ſich hinüber, um noch die letzte ſchwarze Spitze des Sarges zu ſehn; alles übrige war ſchon verſchlungen. Ein zwölfjähriger Sohn ſpielte heimlich mit einer Blume, und ſchämte ſich innerlich, daß er jetzt noch nicht weinen konnte. Ich weinte in ſeinem Namen. —

In so vielen Büchern findet man Begräbnisse beschrieben, und bey einer Leiche wünscht man immer, sich recht ernsthaft machen zu können. Es fällt uns dunkel dabey ein, daß wir, ohne uns zu kennen, durch Dunst und über Wasser getrieben werden, die wir das Leben nennen, wir bekommen dann vor dem Gewöhnlichen eine Furcht, und das Furchtbare rückt dann gleichsam zu einer vertrautern Bekanntschaft näher. Das Leben verliert in diesen Augenblicken seinen Sonnenschein, der wie über ferne Berge wegzieht, und den Wünschen winkt, die sich nach Frühlung sehnen. —

Der Lebende aber kann nur die Freuden dieses Lebens verstehn, und ich komme daher, auch nach den schwermüthigsten Streifereyen, bald zur Zufriedenheit mit mir und der Welt zurück. — Für die Leser, die sich für so etwas interessiren, will ich hier ganz kurz die Art meines Lebens beschreiben.

Ich habe von je die großen Städte gehaßt, in denen die fortgesetzten, hohen Häuser, die geraden Straßen, das Getümmel, unsern Sinn und unser Gemüth gleichsam gefangen nehmen; wie in niedrigen Kerkern, wachsen alle unsre Ideen

klein und bleiben zwergartig. — Die freye Natur, der weite Himmel, Berge und Wälder, reden uns mit gewaltigen herzerschütternden Tönen an, und sprechen uns Muth ein. Hier wird der Mensch, was er als Mensch werden kann: er kleidet sich in keinem geborgten Schmuck; er äfft nicht Thorheit oder Weisheit anderer nach, je nachdem es ihm in die Hände fällt.

Ich arbeite täglich im Felde, oder im Garten, weil Körper und Seele sonst in eine gewisse Kränklichkeit gerathen. — Die Ruhe, der Umgang und die Lektüre sind mir dann um so erwünschter. — Ich studiere oft in den Blumen und Bäumen, und lerne aus ihnen und von den simpeln Menschen unter eine ganz eigene Philosophie.

Wenn ich nicht beschäftigt bin, und gerade viel Bedürfniß dazu empfinde, schreibe ich Kleinigkeiten nieder.

Wenn es der Leser erlaubt, will ich ihn jetzt mit einigen Personen bekannter machen, die mich näher umgeben.

Drittes Kapitel.

Schilderung einiger Menschen.

Mich ſelbſt mag ich nicht zu beſchreiben wagen, denn unter allen Schilderungen ſind die Selbſtſchilderungen die ſchwierigſten. Vielleicht hat der Leſer ſchon aus dem erſten Theile einige meiner ehemaligen Schwächen und Thorheiten kennen lernen, und ich gebe vielleicht in dieſem Theile wider meinen Willen neue Preis, von denen ich ſelbſt nichts weiß. Wenn der Leſer klüger iſt, als ich, ſo wird er mich in dieſem Falle gleich mit dem erſten Blicke durchſehn; er wird allerhand Schwächen entdecken, die er entweder an andern bemerkt, oder ſelbſt ſchon überſtanden hat. Ein Schriftſteller ſchildert ſich ſelbſt immer am beſten dadurch, wie er andre zu ſchildern ſucht.

Von Nannchen, meiner Frau, iſt wenig zu ſagen. Es iſt mir bey ihrem Anblick noch nie etwas anders eingefallen, als daß ich ihr gut bin. Sie iſt ſtill und beſcheiden, und ruhig in ſich ſelbſt gekehrt.

Ich sollte es, wie einige dramatische Schriftsteller, machen, und auch die Kleidung meiner Personen beschreiben, aber ich muß gestehn, daß sie sich oft umziehn, und so würde der Leser doch keine deutliche Vorstellung von ihnen bekommen. Ich selbst bin vor dem ersten Theile in Kupfer gestochen, und wer sich etwa für mich ganz besonders interessirt, darf nur den ersten Theil nachschlagen; mein Schwiegervater sagt, daß ich so ziemlich getroffen sey; eine Gerechtigkeit, die er dem Fuchse nicht will wiederfahren lassen.

Mein Schwiegervater Martin ist ein einfältiger guter Mann, und ich möchte fast sagen, der beste Mann von der Welt, ausser daß er es sehr gern sieht, wenn man ihn mit etwas gekrümmten Rücken grüßt, er selbst dankt nur, indem er mit dem Kopfe nickt. Auf mich hält er sehr viel, und er ist in der ganzen Gegend meine Chronik, weil ich, wie er glaubt, seinem Hause so großen Glanz ertheilt habe. — Er ist am Tage sehr fleißig, und besucht mich dann am Abend; zuweilen gehn wir miteinander auch wohl auf dem Felde spazieren; er hält mich im ganzen für einen guten Kopf, nur kann er es an mir nicht leiden,

daß ich ſchreibe; manchmal bin ich ihm auch ein wenig zu freygeiſterisch. — Es iſt mir noch nicht vergekommen, daß ich mich jemals zu ſeinem Verſtande hätte herablaſſen dürfen; ein Vorurtheil, das man nur gar zu leicht von den gemeinern Leuten hat. — Ich weiß nicht, was er dazu ſagen wird, wenn er durch einen Zufall dies Buch in die Hände bekommt, und ſich ſelbſt darin beſchrieben findet. Seiner Excellenz würde es lieb ſeyn, daß man in gedruckten Büchern von ihm ſpräche, und doch würde er es nicht gut finden, daß ich ihn nicht in allen Stüken gelebt habe.

Die Aufwärter und meinen Bedienten werde ich vielleicht einmal bey einer andern Gelegenheit beſchreiben. Ich eile jetzt zu einem andern mir intereſſantern Gegenſtande.

Ein Amtmann wohnt auf dem benachbarten Dorfe, der ſchon ehedem auf der Schule mein vertrauter Freund geworden iſt. Ich will ihn hier genau beſchreiben, damit ihn jedermann, der ihn ſieht, erkennt und ebenfalls lieb gewinnt. Sein Name iſt Riesler. Er iſt ſchon dreyßig Jahr alt, aber er gehört doch noch zu jenen unſchuldigen

Menſchen, die ſich ſelbſt nicht kennen. Er verwaltet ſeine Geſchäfte mit der pünktlichſten Ordnung, und in der übrigen Zeit lebt er ſich ſelbſt und ſeinen Launen. — Sein Aeußeres fällt auf eine ſonderbare Art in die Augen, denn ſein Gang und ſeine Geberden ſind ziemlich linkiſch; ſein Geſicht gleicht den Abbildungen, die wir vom Sokrates haben, außerordentlich; ſein Haar iſt ſchwarz, und giebt ihm in der Ferne ein wildes und zurückſchreckendes Anſehn; kommt man ihm aber näher, ſo entdeckt man in ſeinen kleinen blauen Augen ſo viele Gutmüthigkeit und Menſchenliebe, daß man ihm gleich gewogen wird, daß man ſich zu ihm hingezogen fühlt, man weiß ſelbſt nicht, wie. Es iſt ſchwer, mit ihm vertraut zu werden, und man hält ihn bey den erſten Unterredungen leicht für einfältig, denn er iſt nicht einer von den leuchtenden Köpfen, die uns bey der erſten Zuſammenkunft am meiſten intereſſiren und nachher gleichgültig werden. Man muß ihn erſt näher kennen, um ihn recht zu verſtehn; er ſagt immer das, was er für klug hält, mit einer Art von Schaam; mit der gutmüthigſten Weitſchweifigkeit von der Welt erzählt er im Gegentheil gern Anekdoten und

Familiengeſchichten, die Niemand hören mag. Er iſt ein Freund der ſchönen Künſte, vorzüglich der Poeſie; aber auch hier iſt er mit ſeinen Genüſſen haushälteriſch; er liebt ſehr das nicht zu viel und nicht zu wenig. Wir ſtreiten oft mit einander, weil ſeine Gegenwart mich leicht zu Behauptungen verführt, die ich ſelbſt nicht glaube; ſeine zu ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit, alle Sätze gehörig abzuwiegen, verleitet mich dann, mit meinen Gedanken etwas zu frey und willkührlich zu ſchalten. — Ich mag hier nicht weitläuftiger von ihm ſprechen, weil ich ihn nachher ſelber redend einführen will.

Es iſt im Grunde eine betrübte Sache um die Schilderung der Menſchen. Jeder hält ſich für den klügſten, und für berufen, über die andern zu ſprechen; jeder vergleicht ſich im Stillen mit dem andern, um mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn, und das Reſultat dieſer unterſuchenden, kleinmeiſteriſchen Träumereyen iſt immer das, was ſich aber keiner deutlich geſteht: daß jeder einzelne unter den übrigen Menſchen, denen man alles Recht wolle widerfahren laſſen, der vorzüglichſte ſey. Aus eben dieſem Kitzel wollte ich erſt die Schilde-

rung meines Freundes weit witziger einrichten: ich wollte alle seine Qualitäten viel genauer beschreiben, und schärfer abschneiden; aber so manches Wahre ich auch darunter hätte sagen können, so hätte ich mich dadurch offenbar mehr, als ihn geschildert, und sein freundliches, gutmüthiges Gesicht hätte mich heut Abend noch beschämt, denn es ist kein Zweifel, daß er in tausend Sachen verständiger ist, als ich, und doch hat er den frommen Aberglauben, ich sey im Ganzen gescheidter als er.

Man sollte Vergleichungen mit sich und andern Menschen nur selten anstellen, und die recht unschuldige Seele wird auch nie darauf verfallen. Diese Parallelen sind nur gar zu leicht ein Mittel, uns zu verhärten und uns eigenliebig zu machen. O menschenfreundlicher Sterne! wie lieb bist du mir vor allen Schriftstellern immer dadurch geworden, daß du uns nicht gegen Schwächen und Thorheiten zu empören suchst, daß du nicht die Geißel der Satyre schwingst, sondern dich und die übrigen Menschen auf eine gleiche Art belächelst und bemitleidest.

Viertes Kapitel.

Eine Unterredung mit meinem Schwiegervater.

Ich wünschte nicht, daß der Leser sich viele Vorfälle und Begebenheiten in dieser kleinen Erzählung versprähe, denn wenigstens bis jetzt ist mir noch nichts Außerordentliches aufgestoßen; ja selbst der erste Theil wird gegen diesen zweyten und dritten eine wahre Weltgeschichte seyn, reich an Abenteuern und Entwickelungen. Ich wünschte, daß die Leser einen gewissen Sinn für Kleinigkeiten mitbrächten, aber ich fürchte, daß es nicht geschehen wird, denn dieses Talent scheint gänzlich bey ihnen verlohren.

Diesen Sinn für Kleinigkeiten nenne ich ein Talent, und wie ich glaube, mit Recht. Es giebt eine Fähigkeit in der Seele, sich für geringfügig scheinende Gegenstände zu interessiren, und eine Art von Freundschaft für sie zu gewinnen. Bey Menschen, die in einer stillen Eingezogenheit, in einem kleinen Kreise, von der grössern Welt entfernt, sich und ihren Angehörigen leben, bemerken wir diese

Fähigkeit vorzüglich, und oft in einem so hohen Grade, daß sie wieder zum unerträglichen Fehler wird. Mit einer hohen Eigenliebe verbunden, entsteht daraus der Geist der Kleinlichkeit, der auf jede Sache einen zu hohen Werth legt, und bloß aus der Ursach, weil sie mir zugehört; man verachtet alles Fremde, und bloß deswegen, weil es mir nicht gehört; man kann andre durch stundenlanges Geschwätz über Nichtswürdigkeiten ermüden, und es übel empfinden, wenn jene keinen hohen Antheil daran nehmen wollen. — Aber diese Schwachheit meyn' ich nicht, und hatte nicht im Sinne, sie ein Talent zu nennen, das einer Ausbildung fähig wäre.

Sondern ich meyne jenen liebenswürdigen poetischen Sinn, der in den bekannten Gegenständen stets etwas Neues und Anziehendes entdeckt, der sich von allen Fremden mit einer Art von Widerwillen zurück zieht, und erst darauf wartet, daß es ihm auch befreundet werden soll. Mit Innigkeit hängen diese Menschen an allen Gegenständen, die sie umgeben, oder die sie in Dichtern beschrieben finden; sie lieben jeden Baum und jedes Gebüsch, jeden dargestellten Karakter, sobald

er aus der Natur genommen iſt, mit der ſie vertraut ſind.

Die meiſten Leſer aber haben einen Widerwillen gegen die Welt, die ſie umgiebt; ſie haben kein poetiſches Auge, und ihre innerliche Langeweile ſpiegelt ſich daher in allen Gegenſtänden; ſie ſuchen in der Weite ein fernliegendes Intereſſe, und die meiſten neuern Schriftſteller beſtreben ſich um die Wette, dieſen dunkeln unverſtändlichen Trieb zu befriedigen. Sie überhäufen die überſpannte und eben darum erſchlaffende Phantaſie mit ſchlecht zuſammenhängenden Abentheuerlichkeiten, mit einem ganzen Heere von wunderbaren Geſchöpfen, die aber, trotz ihrer ſeltſamen Karrikatur, keine Originalität und keine überzeugende Natur haben.

Wird ſich denn die Leſewelt aber immer nur an Schlachten und fürchterlichen Mordgeſchichten laben? Müſſen in jedem Ritterromane die Tugendhaften und Böſewichter zu Schaaren fallen, damit der hartherzige Leſer nur gerührt werde? Muß die Scene immer in fernen Ländern oder in einer wunderbaren Vorzeit liegen, um Theilnahme zu erwecken? — Von dieſer Lektür muß die

Erſchlaffung immer zunehmen, und die Spannung des Schriftſtellers muß immer erzwungener werden; die größten Wunder werden am Ende gewöhnlich, die ungeheuerſten Karaktere alltäglich, es müſſen daher neue, noch unſinnigere erfunden werden. Wir ſpotten über Lohenſtein, über viele der altteutſchen Romane; wir lachen mit Cervantes über den Unſinn der Ritterbücher, und doch lieſt ein großer Theil von eben dieſen Menſchen das Thurnier zu Nordhauſen, den klugen Alten, den braunen Robert. Ich habe nur einige Blicke in dieſe Bücher geworfen, und bin darüber erſtaunt, nicht gerade, daß ſie ſo geſchrieben ſind, ſondern, daß ſolcher Unſinn ſchwarz auf weiß exiſtirt; nur noch vor zehn Jahren würde man dieſe Mißgeburten einer leeren Phantaſie für offenbaren Wahnwitz erklärt, und Niemand es geleſen haben. Die gewöhnlichen Leſer ſollten ja nicht über jene Volksromane ſpotten, die von alten Weibern auf der Straße für einen und zwey Groſchen verkauft werden, denn der gehörnte Siegfried, die Heymonskinder, Herzog Ernſt und die Genovefa haben mehr wahre Erfindung, und ſind ungleich

reiner und beſſer geſchrieben, als jene beliebten Modebücher. — Will der Leſer mir nicht auf mein Wort glauben, ſo mag er jene ſchlecht gedruckten und verachteten Geſchichten ſelber nachleſen, und wenn ſein Geſchmack noch nicht ganz und gar zu Grunde gegangen iſt, ſo wird er dieſen vor jenen den Vorzug geben.

Ich kann mir aber vorſtellen, wie erbittert alles auf mich iſt, was mich lieſt; ich muß daher nur auf irgend eine Art den Leſer wieder freundlich zu machen ſuchen, ich muß mich nur ſeinem Spott und ſeiner Satire Preiß geben. Ich habe ſchon lange eine Gelegenheit geſucht, ein Geſtändniß abzulegen, und hier iſt, dünkt mich, die ſchicklichſte. Ich habe nemlich ein Manuſkript liegen, welches nächſtens im Druck unter dem Titel: Volksmährchen, erſcheinen wird, und welches nichts als wunderbare und abenteuerliche Geſchichten enthält. Der Leſer muß dies für keinen Scherz aufnehmen, ſondern es iſt mein vollkommener Ernſt, und das Buch wird ſelbſt nächſtens bey dem Verleger dieſer Erzählung herauskommen. Ich hoffe, ich habe durch dieſe Ankündigung ſo viele Hoffen gegeben, daß der Leſer

ſich

ſich unmittelbar mit mir ausſöhnen wird; denn wie habe ich nun noch Recht, die gangbaren Produkte zu verſpotten, da ich ſelber Beyträge zu ihrer Vermehrung liefere? — Wem daher dieſes Buch nicht gefällt, der mag mit jenem den Verſuch machen, denn es iſt bey mir ſelbſt der Zweifel aufgeſtiegen, ob ich auch wohl die Kunſt verſtünde, jene Kleinigkeiten, von denen ich vorher ſprach, intereſſant zu machen. — Mein Schwiegervater iſt mit allem, was ich ihm zuweilen von meinen Manuſkripten verleſe, unzufrieden, aber ich will wünſchen und hoffen, daß keiner von meinen Leſern ein ſo ſcharfer Kritiker ſey, als er, denn er geht wirklich mit meinen Produkten ganz unbarmherzig um. Das ſchlimmſte iſt, daß er gar keinen Geſchmack hat, und keine einzige von den gewöhnlichen Regeln und Formeln auswendig weiß, die unſre Halbkenner immer gleich zum Beſten geben, denn ſonſt würde er gewiß manches vortreflich finden, was ihm eigentlich Langeweile machte: der gewöhnliche Geſchmack dient nicht dazu, daß wir an den Werken der Kunſt Geſchmack finden, ſondern er bringt nur die nöthige Schaam hervor, ſo, daß wir es uns und andern

nicht zu gestehn wagen, wie kalt sie uns lassen. — Ich weiß daher manchmal gar nicht, was ich mit meinem Schwiegervater anfangen soll, weil er gar nicht durch Widerlegung zum Stillschweigen zu bringen ist. Wenn man ihm etwas vorliest, so setzt er sich, und hält beyde Ohren aufmerksam hin; wird er gerührt und hingerissen, so ist es gut, wo nicht, so gefällt ihm das Buch nicht. — Ich habe ihm schon manche Regeln beybringen wollen, aber es verfängt bey ihm nichts, es ist und bleibt ein wahrer Dilettant.

Um dem Leser zu zeigen, wie unrecht mir oft Vater Martin thut, will ich nur eine Unterredung hieher setzen.

Es war ein schöner Sommertag und ich ging im Walde umher, und dachte eben auf eine neue Erzählung zu den Volksmärchen. Die Wipfel der Bäume rauschten ehrwürdig, und das Gebrause kam aus der Ferne, ging über mir hinweg, und verlohr sich an der Gränze des Forstes; wie ein Chorgesang der Natur schallte es durch alle Bäume, und seltsam funkelte auf dem Boden das zerstreute Sonnenlicht durch die dichtverflochtnen Zweige. — Meine Phantasie war

bald von jenen abentheuerlichen Gegenſtänden zurück gezogen, und ich betrachtete mit ſtiller Aufmerkſamkeit die Natur, die mich umgab. Ich fühlte mich, wie von einem Tempel Gottes eingeſchloſſen, wo alle ſäuſelnden Gebüſche, alle Zweige nur ihn und die Menſchenliebe nannten. Eine ſeltſame Wehmuth ergriff mich, als ich an die Thorheiten und mannichfaltigen, unzähligen Leiden des Menſchengeſchlechtes dachte, wie ſie ſich alle ſelbſt mit einem ewigen Kriege verfolgen, wie ein unzähliges Heer von Krankheiten und Schmerzen an der Gränze des engen Lebens lauren, und in jedem Augenblicke einzubrechen drohen, wie der Menſch, wie ein geängſtigtes Wild, ſich durch die Gebüſche windet, und immer hinter ſich ſieht, und plötzlich doch der Tod ihm entgegen tritt, und ſchadenfroh in die kalten Arme auffängt. Ich bemitleidete und liebte alle Menſchen; ich vergab allen, die mich je gekränkt hatten; ich beſchloß in dieſen Stunden allen ihren Thorheiten nachzuſehen, jede Eitelkeit zu dulden, weil ſie doch am Ende nur ein bunter Putz ihrer klaglichen Exiſtenz iſt; wenn er ihnen nun gefällt, was kann es mich weiter kümmern? —

Mein Herz dehnte ſich in mir ſo aus, daß ich weinen mußte. Dieſe Stunden der reinen Wehmuth ſind die hohen Feſttage der menſchlichen Seele, in der ſie einen heiligen, dunkeln Tempel beſucht, und ſich von allem Irrdiſchen reinigt. —

Als ich in der Begeiſterung meine trunkenen Augen wieder aufſchlug, ſah ich ein Geſchöpf, das ſich in den raſſelnden verdorrten Geſträuchen bewegte. Es war eine arme Frau, achtzig Jahr alt, die hier mühſam dürre Reiſer ſammelte, um ſich in ihrer Hütte ein kleines Feuer zu bereiten. „Ach! die Unglückſelige“! ſagte ich zu mir ſelber. Ihre Seele darf ſich jetzt nicht in dieſen hohen Empfindungen ſonnen, denn ihr Körper ſeufzt unter der Knechtſchaft der Armuth; ſie bettelt als ein Sklave ein Allmoſen von der Natur, ſtatt ſie als Freund zu beſuchen. — Ich fühlte meine Bequemlichkeit und mein Glück, ich näherte mich der Alten, und gab ihr, was ich bey mir hatte.

Ich fühlte plötzlich den Werth des Lebens und ſeiner Freuden. Zitternd und kummervoll ſtand ſie an der Gränze, und hatte vielleicht nur wenig genoſſen; ſie war vielleicht durch eine harte Schule gegangen, um die Reſignation zu lernen, auf keine

Freude zu hoffen, ein Glück für etwas anzusehen, das sich mit ihrem Daseyn gar nicht vertrüge. — Wie kümmerlich hatte sie dann ihre Existenz bis zu diesem Augenblicke geschleppt; wie waren alle Träume und bunten Bilder des Lebens, die Jugend, die Gesundheit, Kraft und Munterkeit nach und nach von ihr abgefallen, wie einsam stand sie nun an der äußersten Stelle ihres Lebens! — Hatt' ich in diesem Augenblicke sie und alle Menschen glücklich machen können!

Ich ging weiter nach einer alten, großen Linde, meinem Lieblingsplatze im Walde. — Hier setzte ich mich nieder, und lehnte mich am Stamm des Baumes. — Der Wind hatte Nachtschmetterlinge aus den Zweigen geschüttelt, und sie lagen betäubt und schlafend am Boden, und zuckten nur zuweilen mit den Füßen. Wie mochten ihnen die hellen Sonnenstralen, die lebendige, erleuchtete Natur vorkommen! — Sie krümmen sich nun, so sagte ich zu mir selbst, und wälzen sich in dumpfer Betäubung, bis die Sonne untergeht, und der Mond heraustritt; sie schlafen nicht und wachen nicht; sie empfinden und regen sich, und können sich doch nicht aus der Stelle bewegen. — Ist dies nicht

vielleicht ein Bild unſers räthſelhaften Lebens? Liegen wir nicht eben ſo am Boden gefeſſelt, und kämpfen und ringen mit uns ſelbſt? Der Tod iſt vielleicht der Untergang der Sonne, und wir erwachen wieder, und bewegen uns froh und frey.

Wie merkwürdig kann uns zuweilen ein Platz von einem Quadratſchuhe werden! Wenn wir unſer Auge einmal auf dieſen kleinen Raum beſchränken, ſo entdecken wir auch hier wunderbare Weltbegebenheiten und merkwürdige Revolutionen. — Schwarzes Gewürm zieht emſig und eilfertig wie Pilgrimme ſeiner entfernten Heimath zu; ſie arbeiten ſich auch vielleicht durch die Grashalme, ohne zu wiſſen, wohin ſie wollen, ſo wie der Menſch; Ameiſen wühlen ſich in den Boden, und ſchleppen ſich mit einer lächerlichen Thätigkeit mit Sandkörnern und kleinen Steinen; ſie weichen ſorgfältig andern, wahrſcheinlich Inſekten aus, die ſie in der Ferne wittern. Wunderbare Gräſer ſtehn umher, und bilden für dieſe Erdbewohner, die noch dichter als wir, am Boden liegen, große Wälder. — Hier lagen Johanniswürmchen auf ihren rothen Flügeldecken, und konnten ſich bey allem Beſtreben nicht wieder umkehren: ich kann

es nicht unterlaſſen, ſie zu bemitleiden und wieder aufzurichten; kniſternd ſchlugen ſie ihre Flügel auseinander und flogen fröhlich davon, um vielleicht von einem kleinen Windſtoß angeweht, drey Schritte von mir von neuem auf den Rücken zu fallen, um ſich von neuem zu quälen.

Zu meinen Füßen war eine kleine Sandſtrecke, die ſich einige Fuß lang zwiſchen dem grünen Graſe hinzog. Ein kleines Gewürm arbeitete ſich mit vergeblicher Anſtrengung durch dieſe Arabiſche Wüſte; der Sand gab immer wieder unter ſeinen gekrümmten Füßen nach, und es glitte immer wieder von jedem kleinen Hügel herunter. In der Mitte lag ein verdorrtes, gebogenes Lindenblatt; dieſe Inſel erreichte es endlich. Emſig kroch es bis an die Spitze, und ſtreckte dann ſeine Fühlhörner ſchnell und ängſtlich in die weite, dicke Luft, als wenn es nach dem Baume fühlte, zu welchem dieſes Blatt gehörte. Das Inſekt ging zurück und traf unten den Sand wieder an, und nahm von neuem zum Blatte ſeine Zuflucht, und ſuchte ängſtlicher wie vorher mit ſeinen Fühlhörnern einen Anfangrund. — In dieſem Augenblicke ward mir dieſer Wurm ſo theuer und beſreundet; ſein

Schicksal ging mir so nahe; ich machte den Versuch, mein Auge abzuwenden, aber es kam unwillkührlich zurück; der gewöhnliche Stolz der Menschen flüsterte mir zu: ich solle mich schämen, und kein Kind seyn; — aber alles hatte mich wehmüthig gestimmt; eine Thräne stand nur schon im Auge; das Gewürm krümmte sich noch immer auf dem verdorrten Blatte; ich hob es mit diesem auf und setzte es wieder auf seinen einheimischen Baum. Dann ging ich fort, und fühlte, daß ich etwas Gutes gethan hätte. —

Jeder Leser, der in der Stadt wohnt, wird über mich lachen. Aber ich mag mein Geständniß nicht zurück nehmen. — Freylich können wir Menschen leichter bemitleiden, weil wir in uns selbst ihr Unglück empfinden, mit einem eben so gefermten Herzen, mit dem sie ihre Leiden fühlen: aber in einer feinern Stimmung mag der Mensch auch einmal so schwach seyn, und ein anderer ihm diese Schwäche verzeihen, daß er sich mit seinem Mitgefühl zu den verlassenen und einsam wandelnden Thieren hinabtaucht, es wird wenigstens sein Herz für die Leiden seiner Brüder um so empfänglicher machen. Ich kann mich zuweilen

neben Lämmern niederſetzen und ihnen Gras zum Futter abreißen; ich habe immer gefunden, daß, wenn man ſich recht viel mit Thieren beſchäftigt, ſie uns am Ende nicht mehr ſo verächtlich erſcheinen.

Ich ſetzte mich nachher an einer andern Stelle nieder, und ſchrieb folgendes in meine Schreibtafel:

„Große und heilige Natur! in deinen Hallen wandelt der Menſch, und lernt von Stauden und Bäumen; ſein Auge ruht wie ein Fühlhorn am blauen Himmel, und ſucht nach dem, nach welchem ſich ſein Herz in der Bruſt ausſtreckt. Dann wird er ſelbſt zum Prieſter dieſes Tempels eingeweiht; mit Thränen endigt er die Feyerlichkeit. Durch Menſchenliebe predigt er zu andern Menſchen, durch Troſt, durch Mitleid und Hülfe. — Wer kann die unendliche Liebe nicht fühlen, die über uns ausgeſpannt iſt, und uns auf dieſer Welt mit Zärtlichkeit gefangen hält? Wer kann ſein Herz ſo ſehr verſteinern, daß es nicht einen kleinen Theil dieſer allgemeinen Liebe in ſich aufnehme"? —

Am Abend endete sich das Gespräch durch einen Zufall so, daß ich das Blatt nahm, und diese Worte meiner Frau und meinem Schwiegervater vorlas; meine Stimmung aber war jetzt fort, und ich schämte mich nun wirklich zu erzählen, wodurch ich bewogen worden, diesen Gedanken niederzuschreiben. Das Zarteste verfliegt schnell wieder, und ist nur die Blüthe eines Augenblicks, und nachher kommt es uns seltsam vor, daß eben das Wesen, welches ißt und trinkt, etwas so feines habe fühlen, in einer so erhöhten Stimmung habe seyn können; wir zweifeln dann selbst an der Wahrheit, und schämen uns davon zu reden, weil dieses Gefühl schon in Worte gebracht, mit dem übrigen menschlichen Leben in einer fast lächerlichen Proportion steht.

Hannchen meinte, als ich geendigt hatte, ich weiß nicht, durch welche Kombination der Ideen; aber mein Schwiegervater schüttelte stillschweigend mit dem Kopfe.

Ich. Dieser Gedanke scheint Ihnen nicht zu gefallen.

Martin. O ja, es iſt ganz gut; — aber es fehlt noch ſo was darinnen, — was ich aber nicht ſagen kann.

Ich. Es ſollte vielleicht in Verſen ſeyn?

Martin. Ach, warum nicht gar! — Dann würde es mir noch weit weniger gefallen. — Es iſt 'ne Leere darin, es fehlt hinten und vorne. — Wenn man ſo was hört und lieſt, ſo iſt das ganz gut und löblich; aber ſolche Sachen ſind wie in der Betrunkenheit geſchrieben, und der Nüchterne fühlt wohl, was es ſeyn ſoll, aber er kann nicht nach.

Ich. Sie halten es alſo für übertrieben?

Martin. Nein doch; aber ich verſteh mich nur nicht auszudrücken. — Es iſt wahr und gut, aber es müßte auch die andere Seite mit darin ſeyn; das Ordinäre, wie einem gewöhnlich zu Muthe iſt, und das Gewöhnliche muß dann das Ungewöhnliche mit hinunterbringen helfen. — Wenn man ſo manche Bücher und manche Beſchreibungen von der Natur lieſt, ſo ſollte man meinen, wenn man nun auf's Land käme, ſo hätte man da das klare Himmelreich, man brauchte nur den Kopf in die Natur hinein zu halten, ſo wäre

man ſchon der edelſte und beſte Menſch. — Wenn man nun ſelbſt in dieſem ſogenannten Zuſtande der Natur lebt, wenn man in allem ſo recht zu Hauſe iſt, ſo kommen einem alle dieſe Beſchreibungen ſo kurios vor, daß man ſich und die Natur gar nicht darin wieder erkennt. Bey einem einzigen Abendbrode unter den Knechten würde allen dieſen Herren die Begeiſterung verrauchen. — Das iſt mehr Kunſt, alles Natürliche ſo recht nach der Natur zu ſchildern, und einem denn doch, wie mit Sonnenſchein einzuwickeln, daß man nur das ſieht, was man ſehen ſoll, und jeder Baum wie mit einem neuen Grün gefärbt iſt. Das iſt aber nur wenigen gelungen.

Ich merkte jetzt, daß mein Schwiegervater eben das meyne, was ich beym Anfange dieſes Kapitels geſagt habe, daß man nicht ſuchen müſſe, ſich vom Gewöhnlichen zu entfernen. Ich ſah ein, daß meine Stimmung doch faſt etwas zu weit gegangen war, und daß es ein feinerer und höherer Genuß ſey, die gewöhnlichen Empfindungen zu veredeln und in der trockenſten Preſſa des Lebens die reinſte und ſchönſte Poeſie zu finden. — Unſere Schriftſteller ſuchen immer das ſogenannte

Poetiſche abzuſondern, und zu einem für ſich beſtehenden Stoff zu machen; ſie trennen dadurch die Einheit, und kommen uns nur einen einſeitigen Genuß verſchaffen; denn wem iſt es unter den Deutſchen gegeben, ſo wie Göthe zu ſchreiben?

Ich werde noch öfter Gelegenheit finden, die Meynungen meines Schwiegervaters vorzutragen. Seine Art, zu recenſiren, iſt für mich immer ſehr belehrend, ob für den Leſer, der an andere Recenſionen gewöhnt iſt, mag ich nicht entſcheiden.

Fünftes Kapitel.

Ein Beytrag zu den Kalenderprophezeyungen.

Ich war auf einige Tage nach der nächsten Stadt geritten, theils um Geschäfte zu besorgen, theils um einige Bekannten und Freunde zu besuchen.

Als ich noch einmal durch die Stadt spazieren ging, bemerkte ich einige seltsame Veränderungen, die mir schon so oft aufgestoßen sind, daß ich es nicht unterlassen kann, hier meine Bemerkungen darüber mitzutheilen.

Es giebt wunderbare Tage im Jahre, Tage, die so seltsam sind, daß sie gewiß schon vielen meinen Lesern aufgefallen sind, wenn sie gleich nicht so wie ich, ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet haben. Ich möchte diese kuriosen Tage mit einem Worte die unruhigen Tage nennen, denn das ist das hauptsächlichste, was an ihnen merkwürdig ist.

Ein solcher Tag kündigt sich gleich durch ein seltsames Wetter an: die Sonne geht auf eine eigene Art auf, wie man es sonst nicht an ihr

gewohnt ist; die Wolken ziehn tief; der Wind bläst aus allen Weltgegenden; es fallen mehrere Ziegel vom Dache. Ich habe gleich ein besonderes Gefühl, an dem ich weiß, ob ein solcher Tag ein unruhiger werden wird, oder nicht. — Der Sonnenschein sieht an einem solchen Tage ganz anders aus, als gewöhnlich, und geht oft weg und kommt schnell wieder. — Schon am frühen Morgen zanken sich die Leute aus den Fenstern über die Straße hinüber; man wirft sich hundert Sachen vor, die man bis auf diesen Tag verschwiegen hatte, und es hebt sich nun eine hartnäckige Feindschaft an. — Wenn es erst höher am Tage wird, sind die Leute weit früher betrunken, als sonst; in den einsamsten Straßen begegnen sich Wagen und versperren einander den Weg; die Fuhrleute schlagen sich; ein Wagen wird umgeworfen; die Personen darinnen rufen um Hülfe; hülfreiche Menschenfreunde erheben ein gewaltiges Geschrey und thun nichts.

Gegen Mittag liegen in den Hauptstraßen Marktkarrenweiber mit dem Mittagessen; gutgekleidete Leute werden nach der Wache gebracht; alle Creditoren bekommen Lust, ihre Schulden

einzufordern; man hört von Leuten, die plötzlich davon gelaufen sind; wunderbare Lügen breiten sich aus, und alles ist in einer Art von Revolution.

Ich hüte mich an solchen Tagen sehr vor Händeln, denn jedermann ist dazu aufgelegt. Ich bin überzeugt, daß wichtige Begebenheiten an einem solchen Tage freywillig ihren Anfang suchen. Ich gehe daher jedermann aus dem Wege.

An einem solchen Tage ritt ich aus der Stadt, um mein Dorf noch zu erreichen, denn allenthalben sah ich, wie der Tag auf die auffallendste Weise unruhig war. — Es ist, als wenn die träge langsame Zeit zuweilen Lust bekäme, sich schneller aus der Stelle zu bringen; sie nimmt dann einen frischen Anfatz, und alle Gegenstände, an diese Raschheit nicht gewöhnt, fallen dann durch- und übereinander. Es ist gleichsam ein unsichtbares Erdbeben, das durch die lebendige und leblose Natur fortzittert.

Es war Nachmittag, als ich die Stadt verließ, und das schönste Wetter von der Welt. Am ganzen Horizonte war keine Wolke; ich freute mich

schon

schen im voraus auf den schönen Abend und auf die stille, feyernde Ruhe der Natur.

Es war wirklich durch den grünen Wald ein sehr angenehmer Weg; die frische Kühle, der Sonnenschein, der durch die Zweige schimmerte, der Gesang der Vögel und der Duft der Kräuter und Bäume, alles versetzte mich in eine recht poetische Stimmung, und ich vergaß ganz, daß dieser Tag ein unruhiger Tag seyn müsse; oder wenn ich daran gedacht hätte, so würde ich gewiß in dieser Stimmung die ganze Idee für eine Narrheit gehalten haben.

Wenn man aus dem Walde kommt, so hat man anderthalb Meilen zu reiten, ehe man wieder ein Gebüsch, oder ein Dorf antrift; ein freyes, schönes Feld zeigt sich dann dem Blicke, in der Ferne die blauen Gebirge, die stein und erhaben die Aussicht beschließen.

Kaum war ich aus dem Walde gekommen, so sah ich einige Meilen herauf ziehen, und es war, als wenn ich es schon im Gebirge donnern hörte. Aber ich ritt langsam weiter, weil dies im Zimmer nicht so ungewöhnliches ist, und das Wetter dennoch schon Macht. Es währte nicht

Vert. Leb. 2ter Th. D Fürst

lange, so hörte ich den Donner vernehmlicher; es kam mir auch ein stärkerer Wind entgegen.

Ich fing an, mißtrauischer zu werden, und mein Roß zu spornen. Aber kaum war ich eine Viertelstunde geritten, als der ganze Himmel schon schwarz bezogen war; die Sonne entfloh, und ein feuchter Wind zog langsam über das Feld.

Es verändert sich wirklich in der Welt nichts so schnell, als das Wetter, und es ist oft unbegreiflich, wo plötzlich die Heereszüge von Wolken herkommen. —

Der Regen stürzte nun herunter; der Blitz zuckte durch die schwarzen Wolken, und der Donner rollte laut über meinem Kopf weg. Mein Pferd ward scheu, und der Regen war mir selbst außerordentlich unangenehm. Kein Baum war in der Nähe, kein Dorf zu erreichen; der Regen fiel immer dichter, und der Donner ward immer lauter und häufiger. Stille stehn konnte ich nicht, denn der Regen konnte bis in die Nacht fortdauern; ritt ich aber weiter, so wurde mir Gesicht und Augen mit Strömen von Regen überschüttet, die mir der Wind entgegen trieb.

Jetzt sah ich ein, daß dieser Tag, trotz seiner anscheinender Freundlichkeit, seinen boshaften Charakter nicht ablegen konnte. — Unwillig ritt ich weiter, und es war nun noch ein Vortheil mehr, daß das nasse Wetter die Wege schlüpfrig und uneben machte.

In den unangenehmsten Situationen aber findet sich die Geduld von selbst; sie ist dann keine Tugend mehr, sondern man ist nur aus Bequemlichkeit geduldig. Ich war froh, wenn mein Pferd nicht fiel, wenn der Blitz nicht dicht neben mir einschlug; jede ungeduldige Geberde hätte nur meine Gefahr vermehrt, und am Ende fiel mir ein, daß das arme Pferd im Grunde noch übler daran sey, als ich selbst.

Warum ist unser Körper so eingerichtet, daß der Regen eine unangenehme Wirkung auf ihn macht? so sagt' ich zu mir selbst, um mir nur die Zeit zu verkürzen. Warum muß eine ganze Wellenmasse auf mich armes zerbrechliches Wesen herunter stürzen? Schmerzen, Kopfweh, Husten, Erkältung, fliegen jetzt wie Harpyen in der Luft umher, und machen mir zu ihrer Beute. Es ist möglich, daß mein Pferd fällt, und ich

mit einem zerbrochenen Fuße in diesem Wetter hier liegen muß; der Wirth kann mich treffen und mich labaven, oder nur den wenigen Verstand gänzlich nehmen, den ich etwa noch habe. Es ist möglich, daß mein Kopf elektrisch wird, und die Elektricität aus der Luft an sich zieht. — O Himmel! wie viele Gefahren und Schmerzen lauern rund um den armen kleinen Menschen, der nichts Böses im Sinne hat, sondern auf seinem Pferde nur nach Hause reiten will, um einen Verlobten zu verzehren. — O wäre doch erst die Sonne herunter, und dieser unruhige Tag zu Ende!

Jetzt ganz allein gut, denn ich hatte mich in ein recht schönes Mitleid mit mir selbst hineingeschaut. Es war nur eine Art von Freude, daß die Regentropfen sich noch immer nicht vermunderten, daß ich vor Kälte schon ganz erstarrt war. — Verwahre der Himmel, daß ich je auf die menschenliebe Gesellen schimpfen sollte! Sie ist das schönste Geschenk des Himmels, daß diesen armen reducirten und invaliden Engeln, den Menschen, zu Theil ward; sie ist ein Ordensband, das jeder immer, in Leiden und Widerwärtigkeiten, so wie Verdi

armer Pasietenbäker vorn im Knopfloche trägt: wenn ihn alles verläßt, so blikt er auf dieses Zeichen, und er iſt getroſtet. Man ſuche ihm nicht dieſe Andenken aus einer beſſern Exiſtenz zu rauben, denn dadurch macht man den Armen erſt wirklich arm, und den Elenden elend.

Nach und nach ward ich ſo verdrießlich, daß ich die Schritte des Weges zählte, denn man mag noch ſo geiſtreich und beſchäftigt mit ſich ſelber umgehen, ſo verliert ſich doch bald in einer ſolchen Lage die gute Geſellſchaft, und man gefällt es ſich, daß man einſamſt iſt.

Endlich kam ich in dem Dorfe an; in der Schenke hörte ich ein groſſes Lärmen, denn es war gerade auf dem Lande ein Feyertag. Ich ließ meinem Pferd in den Stall ziehn, und trat in die Schenkſtube.

Alle Anweſenden, ſelbſt der Wirth nicht ausgeſchloſſen, hatten ziemlich viel getrunken. Man diſcurirte über Taxen, und wußte ſelbſt nicht worüber; der Wirth ſtrich mit einem grauen Kamiſol umher, und füllte bald die Gläſer von neuem, bald machte er ſich unter die Diſcurirenden, bald mokirte er ſich gegen einen andern über die

Hauptstreiter, als über betrunkene Dummköpfe, die selbst nicht wüßten, was sie redeten.

Ich ließ mir etwas zu Essen und zu Trinken bringen, um dadurch nur ein Recht zu haben, in der Stube zu bleiben, bis der Regen aufhörte.

Recht will ich haben! rief ein kleiner brauner Kerl sehr heftig, und schlug dabey auf den Tisch, — und Recht, siehst du, hab' ich, und weiter brauchts nix! —

Sein Gegner war ein langer Mann, der still auf seinem Schemel sitzen blieb, um seine Betrunkenheit nicht zu verrathen. Seine Augen waren klein, und er drückte sie noch mehr zu, um recht listig auszusehn. — Nein, Nachbar Kasper, sagte er gesetzt und nachdrücklich, Ihr seyd ein guter Mann, aber Ihr habt getrunken, und wißt nun nicht, was Ihr redet.

Ich, getrunken? fing jener an; ich habe nichts getrunken, aber nun will ich erst trinken. — Ein Glas, Herr Wirth! dem langen Peter da zum Possen! — Ich kann trinken so viel ich will, wenn ich bezahle, denn hier ist's Wirthshaus, und weiter brauchts nix!

Wirth. Aber mit Maaß, Kasper.

Kaſper. Mit Maaß oder ohne Maaß, hier iſt Geld und weiter brauchts nix!

Peter. Ey, es braucht noch viel mehr, Nachbar. — Verſtand, Verſtand muß man haben.

Kaſper. Ich bin hier für mein Geld im Wirthshauſe, und ſo lange ich Gelds habe, habe ich auch Verſtand, ſieht er, und weiter brauchts nix!

Dieſen letzten Satz ſprach er immer mit einem ganz beſondern Nachdruck aus, denn er war ſein quod erat demonſtrandum. — Sein langer Gegner ſah immer auf mich, und ſuchte mich durch Blicke auf ſeine Seite zu ziehn; als er ſah, daß ich lachte, zuckte er über ſeinen Nachbar ſpöttiſch die Schultern, und ſchüttelte mit dem Kopfe.

Der Herr da, ſagt er endlich an, ſieht auch ein, daß du ein Narr biſt.

Das iſt nicht wahr! rief Kaſper hitzig; er lacht über deine Dummheit, daß du mir einſchenken thuſt, daß du keine Vernunft annimmſt. — Hier, Herr! ſagen Sie mal; er hat Unrecht, nicht wahr? Unrecht hat er, und weiter brauchts nix!

Laß den Herrn gehn, rief der Wirth, oder er muß aus der Stube.

Laß er ihn doch, sagte ich, er thut mir ja nicht zu nahe.

Nun, wenn Sie an Besessenen Gefallen finden, in Gottesnamen! brummte der Wirth.

Peter. Der Herr da wird schön bey sich über seinen besessenen Gesellen lachen.

Kasper. Der Herr da soll mal sagen, ob ich besessen bin. — Ha! — Kann ein Besessener reden, wie ich? Ein Besessener schnappt mit der Zunge über, so wie Gevatter Peter da. — Nicht wahr? Herr! — Aber den Verstand gerade aus, so sag' ich und weiter brauchts nix!

Peter. Wer hat Recht, mein Herr?

Ich. Wie kann ich das entscheiden? ich kenne ja die Ursach des Streits nicht.

Kasper. Daß er Unrecht hat, davon ist die Rede!

Peter. Daß er keinen Verstand hat, ist meine Meinung.

Kasper. Nun, warum antwort' der Herr nicht? — Sind wir keine Antwort werth? —

Peter. Recht, Kaſper, du haſt wie ein vernünftiger Mann geſprochen.

Kaſper. Ja, weiter brauchts nix!

Peter. Sind wir keine Antwort werth?

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten.

Worüber lacht der Herr? riefen beyde Gegner ſehr bitzig.

Was iſt hier zu lachen? fragte Kaſper; antworten ſoll der Herr, und weiter brauchts nix!

Recht, Kaſper, fiel Peter ein, da haſt du die Wahrheit geſagt.

Der Herr ſucht hier vielleicht Händel, ſagte der Wirth, und trat auf die Seite der Streitenden: aber mein Haus iſt ein ehrliches Haus, und ich will mir dergleichen verbitten.

Wir wollen ihn durchſchlagen, daß er daran denkt, rief Kaſper, und weiter brauchts nix!

Und wirklich machten nun alle drey Mine, über mich herzufallen. Ich aber, glaubte am beſten zu thun, wenn ich den Anfall nicht abwartete; ich eilte nach dem Stalle, beſtieg mein Pferd, und ritt davon, indem ich ſie noch immer hinter mir aus dem Fenſter ſchimpfen hörte.

Der Regen hatte zwar etwas nachgelaſſen, aber das Wetter war mir doch immer noch ſehr empfindlich; ich beſchloß daher, im nächſten Dorfe in der Schenke einzukehren. — Als ich ankam, fand ich alle Stuben leer; kein Menſch kam, mir das Pferd abzunehmen; ich rief, ich fluchte, aber aber alles war vergebens, denn alle Leute waren davon gegangen, um ihr Heu in Sicherheit zu bringen, das der Regen von der Wieſe zu verſchwemmen drohte. Ein Kind ſaß in der Stube, und ſagte mir, daß es mit Pferden nicht umzugehn wüße, auch ſey der Stall zugeſchloſſen.

Ich mußte fort, ſo leid es mir auch that, denn ich konnte doch das arme Pferd nicht im Freyen ſtehen laſſen. Das nächſte Dorf war nur eine Viertelmeile entfernt, und ich beſchloß, mich endlich dort zu erquicken.

Als ich ankam, ſah ein altes Weib durch das Fenſter der Schenke, und fragte, ob ich einkehren wolle; ſie ſagte mir aber gleich dabey, daß ſie das Pferd nicht unterbringen könne, und daß ſie auch nur im Hauſe allein ſey. Ich bat ſie jetzt nur um ein Glas Branntewein, um mich zu erwärmen, und nur endlich nach Hauſe zu kommen.

Sie kam mit einem Glaſe nach dem Fenſter zurück, und ich bat ſie, mir einen Thaler zu wechſeln, weil ich kein anderes Geld bey mir hatte. — Schnell zog ſie das Glas zurück. Ey, gehorſamer Diener! rief ſie, der Herr iſt pfiffig! — Aber wir ſind auch nicht ſo dumm, als wir aus-ſehn. — Umſonſt den Brandewein, und noch Geld obendrein bekommen, für falſches Geld, was nicht zwey Groſchen werth iſt? Nein, groſſen Dank! — Damit ſchob ſie das Fenſter wieder zu, und ich mußte weiter reiten.

Das Gewitter war jetzt vorüber, und ein feiner ſchneidender Regen eingetreten. Ich hatte nur noch zwey Meilen bis nach meinem Dorfe; von einer Anhöhe kennt' ich es ſchon ſehn. — Auf dem nächſten Dorfe ritt' ich wieder vor die Schenke, faſt ſchon überzeugt, daß hier ein neues Unglück entſtehn müſſe. Und dies war auch wirklich der Fall, denn kaum war man in der Stube meiner anſichtig geworden, ſo eröfnete ſich ſogleich das Fenſter, und vier ſtarke Arme griffen nach dem Zaum meines Pferdes. — Ey! das iſt Lindners geſtohlnes Pferd! riefen alle Stimmen durcheinander: gut, daß wir das wieder erwiſchen

haben. — In demselben Augenblicke umringten mich auch schon fünf bis sechs Bauern, und bestanden darauf, ich solle vom Pferde steigen, denn es sey gestohlenes Gut. Ich mochte dagegen sagen und einwenden, was ich wollte, ich wurde nicht gehört, sondern alle fingen nur an, desto stärker zu schreyen, und man würde mich am Ende wahrscheinlich vom Pferde mit Gewalt gezwungen haben, wenn nicht zu meinem Glücke ein Bauer hinzugekommen wäre, der mich und mein Pferd kannte, und für beyde gut sagte.

Als ich schon in meinem Dorfe war, kamen mir noch einige Mädchen entgegen, die beym Anblick meines Pferdes wild wurden: mein Pferd, das gern bey noch geringern Veranlassungen scheu wird, sprang plötzlich auf die Seite, und warf mich vor meinem eigenen Hause auf einen Haufen Streh um. — So war ich endlich glücklich in meiner Heimath angelangt.

Alle bedauerten mich des schlechten Wetters wegen, und ich sorgte für nichts so sehr, als mich gänzlich umzuziehn, und dann starken Kaffee zu trinken. Als beydes geschehen war, fühlte ich mich nach den überstandenen Beschwerlichkeiten in

meinem Tessel recht behaglich. — Ich überlegte bey mir selbst, ob denn nun der unruhige Tag wirklich geschlossen sey; ich glaubte, er müsse noch auf eine ganz eigene Art endigen, da dieser so ausgezeichnet gewesen war, wie ich nur noch wenige erlebt hatte.

Die Sonne ging sehr dunkelroth unter, und der ganze Garten war mit Purpur gefärbt. Ich beschloß, noch einen kleinen Spaziergang zu machen.

Die Luft und die Erleuchtung waren nach dem Regenwetter seltsam; alle Bäume und Stauden waren wie neubelebt; die ganze Natur schöpfte nach dem Gewitter gleichsam frischen Athem, und alles Grüne funkelte wie Diamanten und Rubinen. Ich war noch mit vielen poetischen Ideen beschäftigt, als ich jemand bemerkte, der seitwärts durch die Gänge schlich. Es war Niemand aus dem Dorfe, und auch kein Bekannter; es fiel mir auf. — Kaum hatte er mich mich gesehn, so kam er schnell auf mich zu, fiel, ob gleich der Boden naß war, zu meinen Füßen nieder, und sprach schnell folgende Worte:

Helfen Sie mir! schützen Sie mich, großmüthiger Mann. — Sie können mich retten, wenn sie wollen, und ich werde mich Ihnen zeitlebens verbunden erkennen. — Wenn sie des Mitleids fähig sind, so nehmen Sie sich eines armen verlassenen Menschen an, der ohne Sie verlohren ist.

Ich wußte nicht, was ich denken oder sagen sollte, ich hielt den Menschen für wahnsinnig, bis es mir einfiel, daß dies die möglichste Beschließung dieses wunderbaren Tages sey. Ich fragte ihn noch einiges, und da er um meine Verschwiegenheit bat, so führte ich ihn endlich, ohne daß ihn jemand bemerkte, in ein Zimmer, das nach dem Garten ging, verschloß ihn dort, und trug ihm selbst nachher das Abendessen hinüber.

Jetzt war ich mit mir und dem Tage zufrieden. Warum hat unsre Seele zuweilen eine Vorgefühle nach irgend einer seltsamen Begebenheit? Was sind diese Ahndungen, die sie uns zuweilen gleichsam im Voraus ankündigen? —

Dies ist die kurze Beschreibung eines von jenen unruhigen Tagen. Es sollten sich Leute

mit ihren Beobachtungen beschäftigen, so fände man am Ende vielleicht, nach welchen Regeln sie wiederkehrten; dieses Studium wäre wenigstens eben so nützlich, wo nicht nützlicher als die Wetterbeobachtungen.

Fünftes Kapitel.

Unglück meines Freundes Liesker.

Ich erwartete am folgenden Tage meinen Freund Liesker, weil er versprochen hatte, mich zu besuchen. Die Wege waren vom Wetter außerordentlich schlecht geworden, und es regnete noch immer fort; kein Mensch setzte seine Reise fort, so, daß ich es aufgab, als ich mich etwas genauer umsah, daß er sein Versprechen erfüllen würde.

So oft er mich besuchte, sah ich ihn immer um die Ecke des Dorfs auf einem alten, ziemlich steifen und trägen Gaule Schritt vor Schritt einherreiten. Das Pferd hatte seine gemessenen Befehle, an welchen Stellen es traben mußte, und es kannte diese schon, ohne daß es erinnert ward. Zum Dorfe mußte es immer langsam hineingehn, theils um nicht warm in den Stall gebracht zu werden (ob es gleich nie warm ward), theils weil eine große Strecke im Wege lagen, an denen es kaum schlendern konnte.

Der Kartenmann hatte im Anfange einen Wagen gehabt, aber die Pferde waren einmal wild geworden

geworden, und ein andermal hatte ihn ein betrunkener Knecht umgeworfen, so daß er das Gelübde gethan hatte, in keinem Wagen mehr zu sitzen. Er konnte aber seine Geschäfte unmöglich zu Fuß besorgen; er schaffte sich daher ein sichres und zuverlässiges Pferd an, das weder durchging, noch ihn durch seltsame Künste in Gefahr setzte. Nach vielem Bedenken erstand er sein jetziges in einer Auktion, nachdem er alle seine Freunde und Bekannten um Rath gefragt hatte; er probirte es einigemal, und es war ganz gut, nur hatte es das Unglück, bey jeder Gelegenheit zu stolpern. Eine Sache, die bey einem Pferde sehr unangenehm ist.

Nachdem er es gekauft hatte, ritt er mit mir einigemal aus, um sein Pferd an sich und sich an sein Pferd zu gewöhnen. Beyde schienen recht sehr gut für einander zu passen; das Pferd ganz eben so furchtsam, als er. Eben sah; es hatte vor dem Gallop denselben Abscheu mit seinem Herrn gemein, ja es giebt Leute, die behaupten wollen, der Gaul habe die Fähigkeit zu galloppiren völlig verlohren; ich stieg einmal auf, um den Versuch zu machen, aber ich bin noch immer ungewiß,

C. Felgitz

denn es war eine Art von unterbrochnem, ſtoßenden Trab, den es wahrſcheinlich für Gallop ausgab.

Mein Freund hatte immer noch ſehr viele Bedenklichkeiten, dies Pferd zu reiten, er meynte, es habe noch zu viel Feuer, und er könne dadurch einmal in ein Unglück gerathen. Er ritt es ſich daher auf ſeine eigene Weiſe zu, und erfand einen Trab, der wirklich für ihn recht bequem iſt, der aber nicht angenehm in die Augen fällt. Denn mit dem Kopfe faſt auf der Erde, wackelt das Pferd ziemlich ſchnell von einem Ort zum andern; es ſtolpert nur ſelten, wenn man ihm ſeinen Willen läßt, und geht an den Stellen, die ihm ſchon bekannt ſind, in den Schritt über, der faſt noch bequemer und angenehmer iſt; denn es hebt alsdann die Beine viel ſaumſeliger auf, ſchreitet ehrbar daher, und ſtolpert nur bey wichtigen Veranlaſſungen. Pferd und Reiter ſind nun auch ſo miteinander bekannt geworden, daß einer dem andern alles zu Gefallen thut, was er ihm nur abmerken kann.

Als es Abend wurde, heftete ich mein Auge doch nach der Ecke des Dorfes, um ihn zu erwarten;

denn so schlecht das Wetter auch war, so unwahrscheinlich es seyn mochte, so wünschte ich doch recht herzlich, ihn einmal wieder zu sehn (denn ich hatte ihn in acht Tagen nicht gesprochen), daß ich nur an ihn dachte, und die Unwahrscheinlichkeiten gar nicht berechnete.

Es giebt für mich nichts Angenehmers, als ein Gespräch mit meinem Freunde Riesler. Wenn wir uns einige Tage nicht gesehn haben, so hat er mir immer so mancherley zu erzählen, und ich höre ihm mit so vieler Aufmerksamkeit zu, und interessire mich für jede Geringfügigkeit, daß mir in seiner Gesellschaft die Stunden wie Minuten verfliegen. Es ist etwas Unbegreifliches in den Empfindungen der Freundschaft und Zuneigung. Wenn er mir gegen über sitzt, so verschlinge ich fast jedes Wort aus seinem Munde, und jedes gefällt mir, und kommt mir klug und bedeutend vor. Es ist ganz ohne Zweifel interessanter und belehrender, einen Menschen gleichsam so bis auf den Grund seiner Seele zu kennen, daß wir in jedem Worte die Einheit seines Wesens, die Correspondenz mit seiner ganzen Art zu denken, antreffen, als daß wir uns mit witzigen und großen Köpfen

unterhalten, bey denen wir dem Bedeutungslosen so oft einen tiefen Sinn unterschieben, um uns nur selber zu täuschen: dort werden wir den ganzen innern Menschen gewahr, hier nur das, was auf seiner Oberfläche schimmert, was oft gar nicht mit ihm selber zusammen hängt.

In Stunden, in denen ich die Eintheilungen liebe, habe ich die Menschen schon in drey Hauptklassen eintheilen wollen. Da ich gerade davon rede, will ich es hier zum Scherz einmal wirklich thun.

Die erste Classe nehmen die Köpfe ein, die für jede Idee, für jede Hypothese und jeden Zweifel gleich empfänglich sind. Die Seele dieser Leute ist fast in einer ununterbrochenen Thätigkeit: heute schwören sie für einen Satz und morgen für die Widerlegung derselben Wahrheit; es kommt nicht sowohl darauf an, die sogenannte Wahrheit zu suchen, als nur die Kräfte ihres Geistes zu üben; sie sehn ihr Leben für eine Lustreise an, die keinen bestimmten Zweck hat; sie fahren immer fort, und unterrichten sich hier und dort; sie bleiben wochenlang an einem angenehmen Orte, dann reisen sie wieder schnell, ohne doch eigentlich den

Weg zu beſchleunigen, weil ſie kein andres Ziel haben, als das, an dem ſie unmittelbar ſtehen. Es ſind Epikuräer im Denken; ſie nehmen nichts in der Welt ganz wichtig; alles iſt für ſie nur flüchtige Erſcheinung, die kommt und geht. Mit ihnen ſelbſt hängt nichts näher zuſammen, als in ſo fern es einen Eindruck auf ſie macht. — Leſer aus dieſer Claſſe ſind im Stande, mich heut zu loben, morgen zu verachten, und doch nach ihrer Ueberzeugung zu handeln: dieſe Leute werden von denen aus der zweyten und dritten Claſſe gewöhnlich die guten, aber unruhigen Köpfe genannt. Man findet ſie auch oft gefährlich, weil die meiſten eine Anlage zu ſpotten haben; dies iſt die Urſach, warum dieſe Leute manchmal in der Ferne boshaft ausſehn.

Die zweyte Claſſe beſteht aus Leuten, die den eben beſchriebenen geradezu entgegen ſtehn. Sie gehn mit ſich ſelbſt ſehr haushältriſch um, indem ſie ſich und das um ſich her ſehr wichtig finden. Was ſie intereſſirt, beziehen ſie ſehr nahe auf ſich ſelbſt, ja es vereinigt ſich mit ihrem Weſen; denn der Schein, der alle Gegenſtände umgiebt, iſt nur der Wiederſchein ihres eigenen Geiſtes. Sie ſind

intoleranter, aber billiger und menſchenfreundlicher als die Leute aus der erſten Claſſe. Sie ſuchen keinem Unrecht zu thun, und fürchten ſich vor manchen Gedanken, ſo wie vor manchen Menſchen. Was ſie lieben, lieben ſie innig, und ihre Zuneigung leidet keine Veränderung, ja wenn ſie in ſich die Möglichkeit einer ſolchen Veränderung fühlen, ſo laugnen ſie ſich dies Gefühl mit Gewalt ab. Man weiß bey dieſen Menſchen ſogleich, woran man iſt. Sie haben gleichſam angeborne Ideen mit auf die Welt gebracht, und dieſe ſuchen ſie zu erweitern und zu berichtigen, ohne an die Kritik dieſer Ideen ſelbſt zu denken. Wenn uns die Erſte Claſſe das Bild einer ſchönen Seelenthätigkeit giebt, ſo erfreuet uns dieſe durch die ruhige und vollendete Einheit, die in ihrem Innern herrſcht. Mein Freund Liesker gehört in dieſe Claſſe.

Weil man bey jeder Eintheilung einige Claſſen macht, die bloß dazu dienen, die Gegenſtände hineinzubringen, die ſich in die übrigen nicht ſchicken wollen, ſo habe ich aus eben dieſer Urſach auch meine dritte Claſſe erfunden. Es ſind nemlich Menſchen, die man gewiß mit einigem Scharfſinn

noch auf mancherley Art abtheilen konnte. Sie ſind in allen Meynungen Partheygänger; ſie gehn von dieſer zu jener über, denn der Dienſt einer jeden Vernunft wird ihnen am Ende unbequem. Sie machen in der Welt den größten Haufen aus, vorzüglich aber unter den Leſern, denn die Lektur iſt ihr Element. Sie leben nicht, ſondern leſen nur die fingirten Lebensgeſchichten andrer Helden; ſie denken und fühlen nicht für ſich ſelbſt, ſondern ſie fühlen ihre gedruckten Bücher durch, wie ein Pater ſeinen Roſenkranz abbetet. Sie ſind die langweiligſten, aber auch die glücklichſten Geſchöpfe in der Welt, denn ſie ſind von ihrem eigenen Werthe hinlänglich überzeugt. Die meiſten, wenn ſie das leſen, werden die Schilderung der erſten Claſſe mit vieler Verliebe allen ihren Freunden vorleſen, weil ſie glauben werden, es ſey die Charakteriſtik von ihnen. Ihr Schwanken, hie- bin und dorthin, halten ſie für die Fülle ihres Geiſtes; ſie ſuchen den Mangel und die Leere in allen Gegenſtänden, von denen ſie umgeben werden, nicht in ſich ſelbſt; ſie haben keinen deutlichen Begriff von der Energie der Seele, und trauen ſich daher ſehr viel zu. Sie ſtehn unaufhörlich in

einem Dilemma, das ihnen der Verſtand vorlegt, und, um ſich los zu wickeln, handeln ſie lieber gegen alle Vernunft, als daß ſie überlegen und unſchlüſſig bleiben ſollten. —

Doch, es iſt Zeit, daß ich zu meinem Freunde zurück kehre. — Es war ſchon ſpät am Abend, und ich gab es auf, daß ich ihn ſehn würde, denn das Wetter wurde mit jedem Augenblicke ſtürmiſcher und unangenehmer. Ich hörte keinen Pferdeſchritt, kein heiſeres Wiehern, wodurch ſich der alte Klepper immer anzukündigen pflegte, ich ſah auch den Kopf des Thiers nicht um die Ecke wackeln, kurz, ich hoffte nicht, den Amtmann heute noch zu ſehn, und ging daher vom Fenſter weg.

Plötzlich öffnet ſich meine Stubenthür, und er iſt es ſelbſt, der herein tritt! Ganz mit Koth beſpritzt, mit ſchmutzigen Stiefeln und Sporen, vom Regen durchnäßt. Ich ging ihm voller Erſtaunen entgegen, und fragte ihn, wie er in dem ſchlechten Wetter noch ſo ſpät ankomme?

Muß ein deutſcher Biedermann nicht ſein gegebnes Wort halten? ſagte er, indem er mir die Hand drückte.

Da ich ihn schon kannte, merkte ich es seinem freundlichen Gesichte an, daß diese Antwort und mein freudiges Erstaunen ihm hinlänglicher Ersatz für alle überstandenen Beschwerlichkeiten waren. Denn er kann sich so gut wie der alte Shandy durch eine gute Antwort über sein Unglück trösten.

Aber wo ist Ihr Pferd, fragte ich ihn weiter?

Ich habe keines mitgebracht, antwortete er mit einem sehr gutmüthigen Lächeln.

Und doch in Sporen?

Ach, lieber Freund, lassen Sie sich mein Unglück erzählen! —

Er setzte sich nieder. Ich gab ihm einen Schlafrock und Wäsche, damit er seine nassen Kleider ausziehn könne. Mit außerordentlicher Innigkeit griff er nach der Schlafmütze, und setzte sie mit einer feyerlichen Gebehrde auf den Kopf. Er sah nun wirklich ehrwürdig, aber doch dabey komisch aus; er wußte eher, daß ich jedesmal lachte, wenn ich ihn in einer Schlafmütze sah, er nahm es mir daher gar nicht übel.

Lassen Sie sich mein Unglück erzählen, fing er nun von neuem an. — Sie haben mein Pferd gekannt, nicht wahr? Nun, Gott weiß, es war

ein gutes, und dabey ein ſanftmüthiges Thier; ein Thier, wie man es nicht immer findet. Es war ein Paßgänger; er ging ſo ſanft, daß man beym Reiten ordentlich leſen konnte. Die Sache lobe ſich ſelbſt, ich brauche alſo nichts weiter zu ſagen. Aber in der vorigen Woche, als ich vor einem Wirthshauſe abſteige, macht der Rappe, weiß Gott, aus welcher Urſach, — das Maul weit auf und ſchnappt nach meinem Arm; es fehlte wenig, ſo hätte er ihn erreicht und mich tüchtig gebiſſen. Sie können ſich denken, wie ich erſchrak, und daß ich ſogleich ein Mißtrauen gegen das Pferd bekam. Als ich nachher mit vieler Behutſamkeit wieder aufſtieg, und dem Maule ordentlich auswich, ſuchte es mir mit einem Hinterbeine auf den rechten Fuß zu treten, und hätte auch beynahe ſeine Abſicht erreicht. Ich wußte gar nicht, woran ich war. Auf dem Rückweg hatte das Pferd einen viel ſchlechtern Gang, als gewöhnlich. Als ich wieder nach Hauſe kam, meldet ſich am folgenden Tage ein Menſch bey mir, der mich gerne ſprechen will. Er kömmt und frägt, ob ich wohl ein Pferd kaufen möchte. Ich ſage ihm, ich hätte ſelber eins, und ein exzellentes;

wir gehn mit einander in den Stall. Mein Pferd ſtand an der Krippe und ſchüttelte unaufhörlich mit dem Kopfe. Wir wunderten uns beyde darüber, und ich erzählte ihm nun die neulichen Vorfälle. Er beſah hierauf das Pferd recht genau, und meynte am Ende, es würde wohl unverſtändig oder verrückt werden; er ſchilderte mir alle die Gefahren recht lebhaft, die man bey einem verrückten Pferde habe, und ich fragte ihn endlich, ob er mir mein Pferd nicht abkaufen wolle. Er ſchlug mir endlich einen Tauſch vor, wenn ich noch etwas in den Kauf obenein geben wollte, weil ich bey dem Handel einen ſichtbaren Vortheil hätte. Sein Pferd ſtand im Hofe. Wahrhaftig, ein ſchönes Thier; es ſieht ganz aus, wie ihr Brauner. Ich beſah es von allen Seiten, und konnte keinen Fehler entdecken, ob ich freylich wohl nichts davon verſtehe, und in der Zeit an ganz andre Sachen dachte. Ich bot ihm endlich mein Pferd dagegen, ohne alles Geld. Er fragte mich, ob ich glaube, daß er das Pferd geſtohlen habe, was er mit einem verrückten Pferde ſolle? und dergleichen Roßhändlerredensarten mehr. Wir wurden endlich einig, ich gab ihm mein Pferd und noch zehn Thaler

abeneiu. Heute fing ich nun an, das Pferd zu probiren, und ging ganz gut, nur daß es mir etwas zu lebhaft trabte. Ich komme an einen Kreuzweg, und bin gesonnen, geradeaus zu reiten, und das Dorf linker Hand liegen zu lassen. Aber mit einemmale verändert sich das Pferd so, daß ich es gar nicht wieder erkenne. Es bäumt sich, etwas, das mir noch zeitlebens mit keinem Pferde begegnet ist; es geht von der Seite, kurz, es macht tausend Streiche, die mich in die größte Angst versetzten. Ich nehme mich aber zusammen, und setze mich recht fest in den Sattel; ich führe den Zügel und die Trense, so gut ich kann, und gebe ihm auch manchmal verstohlnerweise die Sporen ein wenig. Es ging wirklich ganz gut, und ich bringe das Pferd endlich auf den rechten Weg; ich lasse die Zügel nach, und plötzlich wird das Pferd wild, und geht mit mir auf die unbarmherzigste Art durch. Ich wußte nicht, was ich machen sollte; ich verlohr die Bügel, und endlich fiel ich gar herunter, und das war auch jetzt das Gescheideste, was ich thun konnte, denn das tolle Thier lief nun über Aecker und Wiesen immer gerade aus, und hat gewiß in irgend einem Graben

den Hals gebrochen. Da es ohngefähr nur noch eine Meile hieher hieher war, so machte ich den Rest des Weges zu Fuß, und so bin ich nun hier angekommen. Was mich nun dauert, ist mein gutes altes Pferd, um das ich bey dieser Gelegenheit so schändlicherweise gekommen bin. Wenn ich das nur wieder bekäme, so wollte ich mich gern über mein ganzes Unglück zufrieden geben.

Ich tröstete meinen Freund so gut ich konnte, und bestellte für ihn das Abendessen und ein Bett. Nach einer Stunde kam jemand, der den Amtmann bey mir suchte; es war ein Bauer, der mit seinem Nachbar das Pferd des Amtmanns und seinen Reiter angehalten hatte, weil sie geglaubt hatten, der Amtmann könne von diesem wohl gar umgebracht seyn. Es entdeckte sich jetzt zugleich, daß dieser Mensch einem andern Bauer ein Pferd gestohlen, und dies gestohlne meinem Freunde verkauft hatte. — Die Freude des Amtmanns, als er seinen alten Gaul wieder sah, war außerordentlich.

Ey, rief er, bist du wieder da? Gottlob! daß ich dich wieder habe! — Nur mußt du dir deine Neckereyen und deine närrischen Streiche

abgewöhnen. Verrückt im Kopfe biſt du ſo wenig, wie ich ſelbſt; ich habe dich immer als ein vernünftiges, gutdenkendes Thier gekannt. Nein, nun wollen wir auch beyſammen bleiben. — Nun hatten Sie ja doch, mein ſauberer Herr, das Pferd geſtohlen. Ey! ey! und dann bieten Sie einem ehrlichen Manne einen Tauſch an? Ein herrlicher Tauſch! wahrhaftig! — Aber wo iſt denn das andre tolle Thier geblieben?

Die Bauern gaben uns die Nachricht, es ſey von ſelbſt wieder zu ſeinem Herrn in den Stall gelaufen.

Da ſehe man nur! rief mein Freund aus. Sieht Er (indem er ſich gegen den Pferdedieb wandte), ein unvernünftiges Thier beſchämt Ihn, und hat eine vernünftige Vorſtellung von Recht und Eigenthum. Da nehm' Er ſich ein Exempel, mein Freund, und werd' Er um Gotteswillen beſſer, ſonſt kömmt Er höchſtwahrſcheinlich an den Galgen. —

Alle waren jetzt zufrieden geſtellt; die Bauern gingen nach Hauſe, und ich ſetzte mich mit Lieslern zu Tiſche.

Sechstes Kapitel.

Ueber Biedermänner.

Mein Freund nannte ſich vorher einen deutſchen Biedermann, und ich bin willens, hier etwas über dieſe Gattung von Leuten zu ſagen.

Man hört den Ausdruck jetzt ſo häufig und in Büchern, und im gemeinen Leben von ſo vielen Leuten gebraucht, daß man glauben ſollte, wir wären in die alten ehrlichen Zeiten unſrer Voräl-tern zurück verſetzt. Man ſtößt auch auf nichts ſo häufig, als auf dieſe angeblichen Biedermän-ner, und ſo ſehr ich mich vor ihnen in Acht nehme, haben ſie mich doch ſchon oft mit ihrer Biederkeit verfolgt.

Daß zu dieſen biedern Leuten mein Freund nicht gehört, werden meine Leſer von ſelber ein-ſehn; er iſt wirklich das, was die andern nur ſchei-nen wollen, und er weiß es bis jetzt noch nicht, daß mir dieſer Ausdruck etwas zuwider iſt, daher nennt er ſich ſo.

Jene Biedermänner ſind gewöhnlich Leute, de-nen es zu unbequem iſt, höflich zu ſeyn, und die

sich aus Faulheit in einen gewissen groben Ton werfen, den sie gar zu gern für den ächten deutschen ausgeben möchten. Sie gehn darauf aus, gleich mit jedermann vertraut zu werden, damit sie nur nicht nöthig haben, Umstände mit ihm zu machen, oder jene Delikatessen des Umgangs zu beobachten, die für sie eine wahre Arbeit sind. So gern sie unhöflich werden, so ertragen sie doch keine Unhöflichkeit von andern, sie wollen nur unter den übrigen Menschen eine Art von Gleichheit herstellen, damit sie sie auf ihre Art beherrschen können.

Ich kannte einmal einen dieser Gattung, der, nachdem ich ihn zum erstenmale gesehn hatte, ohne Umstände alle meine Geheimnisse von mir verlangte. Er sagte mir auch sogleich, wie viel Schulden er habe, was er am liebsten esse, was er gelesen habe, in welches Frauenzimmer er auf seine Art verliebt sey. Solche Menschen suchen so etwas gegen einander auszutauschen, so wie die Wilden einen Ring zerbrechen, um sich daran wieder zu kennen: aus Zufälligkeiten formen sie sich den Charakter ihrer Freunde, und behandeln sie dann auf die plumpste Weise. Wenn sie durch

einen

einen Zufall einmal veranlaßt haben, mit dem sprechen sie nachher meist, als von dem Unterschied der Weine, und welchen man trift, und welchen man lieber trinken müsse, um den wahren Kunstgenuß recht zu besitzen. Sie preisen dabey in der ganzen Welt aus, daß dieser, der Freund, vom Aufgang der Sonne bis in die tiefe Nacht beysammen sey, er sey dann am besten, dieser Kerl, mit dem es sich ganz besonders Trinken. Dann sey Niemand dann der Unsinnige den plötzlichen Tod bekommen. — Als ich nun jenem Freudenmanne, von dem ich oben sprach, sagte, daß ich gar keine Geheimnisse habe, was er hier auf Erden, und sonst noch einen verschiedenen, hundertfachen Menschen, der in den besondern Zonen der Erdkugel leben soll, der nicht in den alten Deutschen gehöre, denn ohne Geheimnisse könne man so wenig, wie ohne Luft, leben. Er stutzte dabey gewaltig auf seine große Gelehrsamkeit, und meynte, ich müsse ihm alles, was sich nicht fassen, anvertrauen. Da ich aber die Geheimnisse davon durchaus nicht ändern wollte, bat er endlich von

Verl. Lexic. zur Lit. C

Kapitz

mir ab, und schwur, ich sey nicht eines tüchtigen Handdrucks werth.

Einen andern traf ich einmal, der mich erinnerte, daß wir in einem Wirthshause mit einander gegessen und sogar über die Französischen Angelegenheiten dieselbe Meynung gehabt hätten. Ohne alle weiteren Umstände zog er daraus die Folgerung, daß ich ihm jetzt auf eine unbestimmte Zeit eine Summe Geldes leihen müßte. Diesen los zu werden, ward mir noch um vieles schwerer.

Die kleinsten Leiden, die man von diesen Menschen erduldet, sind, daß sie einen auf der Promenade vertraulich unterm Arm nehmen, auf- und abgehn, und dabey so laut und so dumm sprechen, als sie es nur immer möglich machen können. Daß sie ihren angebthenen theuersten Freund besuchen, und vor dem Mittagessen nicht wieder fortgehn, wenn sie gleich gewahr werden, daß er beschäftigt ist; daß sie Bücher wegnehmen, ohne es anzuzeigen, und sie nachher vergessen; daß sie so viel Gutes von ihrem Freunde in der Stadt und so großsprecherisch erzählen, daß jedermann das Schlechte nur um so leichter glaubt.

Auf den Universitäten geben diese Gattung von Leuten gewöhnlich den Namen an: sie spielen dort die wieder herzustellenden altdeutschen Ritter, die Verfechter der Tugend, die Eingeweihten in geheimen der Menschheit wohlthätigen Orden: zur Ehre ihrer Freunde und zum Besten des Vaterlandes trinken sie Bier und rauchen Taback, schlagen sich, und lernen es mit jedem Tage mehr, Biedermänner zu seyn.

Von den wahren, alten Biedermännern brauche ich kein Wort zu sagen, sie bedürfen keines Commentars, und zu diesen gehört Lieber.

Siebentes Kapitel.

Eine Erzählung.

Es ist Zeit, daß ich wieder auf den interessanten Unbekannten komme, der vielleicht manche von meinen Leserinnen recht sehr interessirt hat. Sie mag sich nicht schämen, es zu bekennen, denn es ist mir ja gerade so gegangen, wie ihr.

Es fiel mir wieder ein, daß es denn doch im Grunde ein wunderbarer Mensch seyn müsse, der sich ohne Umstände am schlechten, schmutzigen Wetter vor mir auf die Knie werfen könne. Es giebt nichts so sehr an, als etwas Wunderbares am Menschen, und ich warf es mir vor, daß ich mich nicht mehr um ihn bekümmert habe. — Wäre es meine Pflicht, mir an den ganzbaren modernen Romanen zu arbeiten, so hätte ich mir wirklich keinen besseren Fund wünschen können, als diesen Unbekannten: die Erfindung, Plan, Anordnung der Charaktere, ganze Stellen, und wahrscheinlich auch Briefe, wären mir dann ein deutlich in's Haus und vor die Füße gefallen, so daß ich alles nur gerade zu in die Druckerey hätte schicken dürfen, ohne zu besorgen, daß irgend ein

Recensent nachher behauptete, es sey vieles, ja fast alles aus andern lange bekannten Büchern entlehnt. Ich hatte ja die Natur und die Wahrheit selbst in meinem eigenen Zimmer verschlossen; ich hatte ihr selbst das Essen hinüber getragen, und ein Paar äußerst wehmüthige Augen waren mir entgegen kommen. — Wie herrlich konnte sich nicht jeder die Entdeckung zueignen:

„Die Sonne ging unter. Ich ging in meinem blauen Saale, um die letzten, sterbenden Accorde der Nachtigall zu vernehmen. Wunderbare Töne zogen durch das Laub, und meine ganze Seele erweiterte sich zur Sehnsucht, zur allgemeinen Brüderliebe: da drängte sich plötzlich eine unbekannte Gestalt aus den Gebüschen hervor, und stürzte mit einer wilden, verzweiflungsvollen Geberde vor meinen Füßen nieder. — Rettung! rief der Unbekannte, und hob die Hände empor; an der rechten Hand entdeckt' ich mit Entsetzen einen Ring! mir nur zu wohlbekannten Ring. — Weiber! rief ich stammelnd, u. s. w.".

Kann ein interessanter Roman besser anfangen? — Diese ganze Stelle lag mir schon im Gedächtnisse, und es war freylich viel hinzu gelogen, z. B. die Geschichte mit dem Ringe, des Regenwetters war nicht erwähnt, meine Frau, mein Schwiegervater und Vetter wurden in einem solchen Roman eine alberne Rolle spielen, wenn sie nicht etwas idealisirt würden; ich hatte daher beschlossen, alle diese Umstände wegzulassen, und mich und den Unbekannten nur recht interessant zu machen. Ich dachte schon an einen anlockenden Titel, der zugleich neu und originell wäre, als etwa:

„Der schwarze Ulrich gab sich alle Mühe, Geister zu sehn, wunderbar gefiehl es, und er gerieth in die Oelaburg.

Erster Theil.

Berlin, bey [illegible]".

Als ich noch diese gottlosen Gedanken hegte, trat mir mein Freund Vetter entgegen, und ich schämte mich vor seinem einfachen Gesichte so sehr, daß ich sogleich den ganzen schönen Plan aufgab, und nur nachher mit einem guten Freunde darüber überzog, der vielleicht verständigerweise

meinen Einfall dem Verfasser der schwarzen Brüder mitgetheilt hat, der ihn, ohne zu saumen, ausführte. Ich hatte jetzt zu viel wahres Mitleiden mit dem Unbekannten, um albern zu thun.

Ich sah aber ein, daß er unmöglich so wie bisher verborgen bleiben könne; meine Hausgenossen mußten mit ihm bekannt werden, eben, damit er sicher wäre. Ich ging daher zu ihm, und sagte ihm, daß er sich auf die Verschwiegenheit der Menschen, denen ich ihn verstellen würde, so wie auf die meinige, verlassen könne, daß ein zu ängstlich Geheimthun nur dazu dienen würde, die Aufmerksamkeit nach ihm hinzulenken. Er war mit allem zufrieden, was ich ihm verschlug, und so führte ich ihn dann in die versammelte Gesellschaft, der ich den Vorfall erzählt hatte.

Der Unbekannte trat herein, und verbeugte sich gegen alle sehr verbindlich, aber doch nach meiner Meinung etwas zu tief. Mein Schwiegervater musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und Lucker nahm die Schlafmütze ab, weil ihm nichts so sehr als ein fremder Mensch genirt, besonders, wenn er ziemlich seine Sitten hat.

Ich freue mich, fing der Unbekannte an, eine Gesellschaft kennen zu lernen, in die ich von einem so edlen Manne eingeführt werde. — Sie werden erfahren haben, wie ich hier aufgenommen worden bin; und da mir ein Jedermann die Versicherung gegeben hat, daß ich mich auf Ihre allererste Bekanntschaft verlassen kann, so trage ich kein Bedenken, Ihnen meine Gesinnungen und die Ursachen meiner Reise anzuvertrauen.

Die Neugierde, Jedermann, fiel mir auf eine unangenehme Art auf.

Ich bin überrascht, fuhr der Unbekannte mit einem wohlwollenden Tone fort, daß mein Schicksal fast einzig in seiner Art zu nennen ist: ich bin daher schon manchmal auf den Gedanken gefallen, ob ich nicht zu meiner Beruhigung meine eigene Geschichte niederschreiben sollte.

Hier wurde ich sehr roth.

Es ist wenigstens, versetzte der Unbekannte weiter, eine gute Art zu werben, mehr der Mühe werth, als so manche schale, langweilige Liebesgeschichte, die uns die aufgeputzten Damen weitläuftig erzählt, und wo der Verfasser immer noch

überzeugt ist, daß eben diese Alltäglichkeiten das größte Interesse erregen mußten.

Ich wußte mich kaum mehr zu lassen, denn es war gerade, als wenn auf mich und den ersten Theil meiner Lebensbeschreibung mit Finger gewiesen würde: in dem Unbekannten sah ich sogar das ganze Lesepublikum personificirt in meiner Stube, und hielt nur meine Unverschämtheit vor. — Der Unbekannte kehrte sich gar nicht daran, daß ich auf meinem Stuhle hin und her rückte, sondern ging nun zu seiner angefangenen Geschichte über, und erzählte folgendermaßen:

Ich bin der einzige Sohn eines angesehenen und begüterten Edelmanns, dessen Namen ich Ihnen aber verschweigen muß. Mein Vater liebte mich unbeschreiblich, und seine Erziehung war, ich darf es wohl sagen, nur allzu sorgfältig, denn er gewöhnte mich zu einer Zartheit und Weichheit des Gefühls, die mir nachher unter den übrigen Menschen große Leiden gethan hat. Nichts wird in der Welt so sehr verlannt, als ein weiches Herz; nur wenige wissen es zu achten; dieses Verkennen bleibt nur ein Recht der Unglückli-

chen; die Glücklichen stoßen ein solches Wesen zurück.

War es ein Wunder, daß ich bey dieser Zartheit die schönste der menschlichen Leidenschaften schon sehr früh kennen lernte? das Gegentheil wäre unbegreiflich gewesen. Ein Mädchen in der Nachbarschaft zog erst meine Aufmerksamkeit, und bald meine ganze Liebe auf sich. Sie bemerkte mich bald, und welch ein glücklicher Abend war es, als die Sonne purpurroth hinter dem Tannenberge unterging, und ich den ersten Kuß von ihren Lippen pflückte!

Ich übergehe die Geschichte meiner Liebe, des schönsten Frühlings meines Lebens. Im Herbste macht die Erinnerung des holdseligen May's nur traube Augenblicke. Ich schweige ebenfalls von manchen wunderbaren Vorfällen, um Ihre Geduld nicht zu ermüden. In einer weitläuftigern Erzählung würde es vielleicht Theilnahme erregen, aber jetzt will ich Ihnen nur sagen, was mich bewog, Ihren Schutz zu suchen.

Das Mädchen war arm, und ich wagte es daher nie, meinem Vater meine Liebe zu entdecken: trotz seiner Zärtlichkeit waren mir seine Plane sehr

gut bekannt, ich hätte dadurch seine schöne Aussicht getrübt, und so mußte ich lernen, mich zu verstellen, bis ich endlich das Zutrauen zu ihm wirklich verlohr.

Ich hatte einen Freund, den ich wie mich selber liebte: er war von Kindheit auf mit mir umgegangen, und wir erzeigten uns beyde jede nur mögliche Gefälligkeit. Wie erstaunt ich aber, als er mir eines Tages vertraute, daß er dasselbe Mädchen liebe, daß ich mir auserkohren hatte. Da er nichts von meinem Verhältnisse mit ihr wußte, so bat er mich, sein Fürsprecher bey ihr und dem Vater zu seyn, weil er es nicht selber wagte, für sich zu reden. Ich war erst in jenem Hause, und in der Verwirrung that ich das unbegreifliche Versprechen: ich sah die Unmöglichkeit ein, daß Adelaide jemals die meinige werden könne; ich nahm mir daher übereilterweise vor, meine Zärtlichkeit dem Glücke meines Freundes aufzuopfern. — Aber bald gereute mich dieser zu rasche Entschluß, der, wie ich einsahe, ihm auch nicht einmal von Nutzen seyn konnte, denn Adelaide liebte mich, ich wagte es aber nicht, ihm dies zu sagen, und dadurch erzeugte sich nach und

nach ein zurückhaltendes Betragen gegen meinen Freund, das ich mir nie vergeben werde. Ich hielt ihn immer mit der Hofnung hin, daß er seine Wünsche wohl noch erfüllt sehn könnte; ich täuschte ihn durch leere Worte, und so verging ein ganzes Jahr, während welchem mein Vater starb.

Meine Wünsche standen nur in meiner Gewalt, und ich vermied meine Freyheit dazu, um Ade-laiden anzuhalten, die nur auch sogleich verwilligt ward. Es war unmöglich, meinem Freunde diesen Schritt zu verbergen; der sogleich zur größten Wuth überging. Er hielt mich für einen Menschen, der ihn verraten, und sein Vertrauen gemißbraucht habe; er wußte es nicht, wie vielen Kampf, wie vielen Schmerz mich mein Zustand gekostet hatte; er sah und hörte nur seinen Zorn. Kurz, er fodrte mich, und alle meine Vorstellungen halfen nichts; in der unglücklichen Stunde meines Lebens mußte ich meinen Freund erstechen, der mich noch sterbend verfluchte. — Ich entfloh sogleich; die Verwandten des jungen Menschen verfolgten mich, so sehr sie nur konnten; sie streuten unerhörte Gerüchte aus, um meiner nur habhaft zu werden: ich wußte kein anderes Mittel,

ich verkleidete mich, bis mir seit einigen Tagen meine Verfolger so nahe waren, daß ich ihnen nur entgehn konnte, wenn ich mich einige Zeit verborgen hielt. — Aus dieser Ursach suchte ich bey Ihnen einen Zufluchtsort. —

Ich habe für dem gehört, daß auch Adelaide vor Schrecken und Gram gestorben sey: ich halte aus vielen Gründen diese Nachricht für Wahrheit. — Jetzt bin ich nur noch allein übrig — —

Er fing heftig an zu weinen, und verließ schnell die Gesellschaft. — Nannchen, die sehr gerührt war, ging ebenfalls fort.

Achtes Kapitel.

Episode über diese Episode.

Ich habe im vorigen Kapitel einen Fremden redend eingeführt, ohne mich vorher darum zu bekümmern, ob sein Styl auch den Lesern gefallen würde. Er hätte ohne Zweifel blumenreicher sprechen sollen, so hätte gewiß diese interessante Geschichte noch mehr Wirkung gethan.

Als er abgegangen war, überlegte ich bey mir, welch ein außerordentlich anziehendes Buch aus dieser Begebenheit entstehen müßte, wenn man die Geisterwelt nur etwas mit hinein mischte, etwa nur einen ganz kleinen Kobold, oder auch nur eine Stimme von ferne, oder einige Wahrsagungen. Wie fein könnte die peinliche Situation der beyden Freunde ausgemalt werden! Welch ein schöner, bereisder, und doch weicher Charakter ließ sich auf den bloßen Namen Adelaide gründen! Das Duell könnte zugleich eine schöne moralische Wirkung auf den Leser thun, und der Schluß so grausenvoll eingerichtet werden, wie es im Abdallah nur immer geschehn ist.

Als ich von meinem Traum erwachte, ſah ich, daß Liesker ſeine Schlafmütze wieder aufgeſetzt hatte, und mit meinem Schwiegervater in einem Geſpräche verwickelt war. — Es iſt immer eine ſeltſame Geſchichte, ſagte Liesker, indem er den Finger an die kleine Naſe legte, und dabey äußerſt gutmüthig lächelte.

Seltſam? rief Vater Martin aus, romanhaft iſt ſie! Gerade wie ein Auszug aus einem Roman!

Ob auch alles darum ſo wahr ſeyn mag? ſagte Liesker, indem er den Finger von der Naſe herunter fallen ließ, um mit der Halsbinde zu ſpielen.

Martin. Gott verzeih mir die Sünde, ich halte nach meiner Einfalt alles für erlogen. Mir kommt der Menſch wie ein Windbeutel vor, der ſich mit uns einen empfindſamen Spaß machen will, und die ganze jämmerliche Geſchichte erſt erfunden hat, indem er ſie uns erzählte. — Duell! das iſt ſo ein alter, abgedroſchner Puff: ſolche Menſchen kommen ſich als Meuchelmörder ſo wichtig und mitleidenswürdig vor, daß ſie ſich am Ende das Ding wahrhaftig ſelber weiß machen.

Liesker. Das wäre denn doch eine ziemlich ſchwierige Sache.

Martin. So ein Kerl, der gar keinen eigentlichen Charakter hat, kann sich leicht auf einige Tage irgend einen machen, der ihm anſteht: er weiß Komödien auswendig, und ſpielt ſich in die erſte beſte hinein; er iſt Akteur und Zuſchauer zugleich, und ſo geht denn das Ding ganz vortreflich.

Ich. Wie unbillig! wie intolerant! Sie kennen dieſen Menſchen gar nicht, und wollen ihn ſo genau beurtheilen?

Martin. Ich ſage nur, wie er mir vorkommt. Ein redlicher Menſch wird nicht ſo handeln, wie er von ſich erzählt, es aber noch weniger unbekannten Leuten erzählen.

Ich. Er hält uns in ſeiner Gutmüthigkeit für ſeine Freunde.

Martin. Eine ſchöne Gutmüthigkeit, uns die Haut ſo voll zu lügen.

Liesker. Mir ſcheint es auch nur Eitelkeit, daß er mit ſeiner Erzählung auf mancherley Art glänzen wollte.

Ich. Ihr ſeyd ein paar Menſchenfeinde.

Liesker. Ich nicht, aber ſein Weſen war mir zuwider, beſonders, daß er von ſich ſelbſt eine Geſchichte ſchreiben wollte.

Ich.

Ich. Nun, das ist denn wohl etwas sehr unschuldiges. — (NB. Hätte ich nur nicht schon den ersten Theil meiner Geschichte herausgegeben, so hätte ich gewiß nicht so geantwortet).

Liesker. Diese einzige Aeußerung war die Ursach, daß ich seiner ganzen Erzählung nicht glauben konnte. Und wenn sie auch wahr ist, so hat er sich gegen seinen Freund äußerst niederträchtig aufgeführt.

Ich. O ihr Unbilligen! die ihr euch nicht in eine zarte Seele hinein denken könnt, die von ihrer Pflicht und ihrem Gefühl gleich stark geängstigt wird, und nicht weiß, wofür sie sich entscheiden soll, und in dieser Verwirrung eigentlich gar nichts thut, sondern alles nur kommen läßt. Dieser Stillstand erscheint nachher den gemeinern Augen als ein Tugendstück, die Zeit macht zufällig daraus etwas Gutes oder Böses, wovon Geist und Wille nicht den mindesten Antheil haben.

Liesker. Lieber Freund, das ist so eine Art von brillanter Philosophie, die Sie selbst nicht glauben, so ein Metaphysisch Wesen, das nicht Stich hält, wenn man es genauer betrachtet. Schöne Seifenblasen, auf denen die Farben aber vortref-

gebend sind, und das ganze Ding von einem Windstoße zerplatzt.

Joh. Nehmen Sie es, wie Sie wollen, so ist dies doch menschlicher, als Ihre Behauptung.

Martin. Menschlicher? — Weil die guten Menschen darunter leiden müssen, wenn man sie mit Schurken in Eine Classe wirft? Nur ein Schurke kann dies wünschen, und es ist auch Ihr Ernst nicht, lieber Schwiegersohn.

Joh. Ach, was können wir Ernst nennen? — dieser Unbekannte hat mich gerührt, und darum spreche ich jetzt gerade so, ich weiß nicht, ob ich Ihnen nicht morgen Recht geben kann, denn ich hatte selbst manches an ihm bemerkt, das mir auffiel, ich wollte mir aber dies Mißfallen nicht gestehn, weil es mir schlecht verlam, einen unbekannten Elenden sogleich beym ersten Anblick mit seiner Meynung zu verfolgen.

Liesker. Nun ja, da haben wir's. Die liebe Eitelkeit also? — Um sich selber nur recht edel vorzukommen, lassen Sie auch den dem Andern sanfte gerade seyn?

Martin. Wenn mir ein Mensch nicht gefällt, so kann ich's nicht unterdrücken, ich muß es

mir merken laſſen, ob man nun Recht oder Unrecht haben. Und ſo dächt' ich, gäben wir dieſem Vogel zu verſtehn, daß er ſich nur wieder fortmachen könne.

Liesker. Ja wohl, denn ſonſt kommen wir alle noch in das Buch hinein, daß er von ſich herausgeben will.

Joh. Bewahre! ich habe ihm einmal verſprochen, daß er eine Zeitlang hier ſeyn kann, und ſo mag er denn auch bleiben.

Martin. Nun, in Gottes Namen! wenn es uns nicht noch gereut.

Joh. Etwas Gutes muß man ſich nie reuen laſſen.

Martin. Was iſt gut?

Joh. Das ſollte man nie fragen.

Martin. O mit Euren tauſendfachen Antworten! — Solche Kerle, wie mein Schwiegervater, fallen immer wie die Stehaufs und die Katzen auf die Beine, man mag ſie auch herum werfen, wie man will.

Achtes Kapitel.

Eine Vorlesung.

Der Amtmann Lieker hatte jetzt gerade Zeit, und er blieb daher einige Tage bey mir. — Der Unbekannte war bey unserm Frühstücke gegenwärtig, wir hatten ihn vorher im Garten sprechen sehn, und er bat jetzt um die Erlaubniß, uns das Geschriebene vorlesen zu dürfen. Er las hierauf folgendes Gedicht:

Wo sind die Tage, die schönen Tage,
Die goldnen Spiele meiner Jugend sind?
Wer ist artiert, die süße Nektarschaale
Der Phantasie! und hat sie meine Hand

Ich kann's nicht fassen, und kann es nicht erfassen,
Was ich fühle, — es schwebt mir wie im Traume! —
Ich erwache, dampfe — von oder Nacht umgeben, —
Und meine Freunde kennen mich noch kaum. —

Wer war ich einst? Wer bin ich jetzt? O Schande!
Der ich, der meinem Herzen ein Dichter war!
Es drückt mir jetzt vom engen fremden Bande: —
O wehe, daß ich Hymen je gesehn! —

Ach! Liebe weckt in deiner Sinnlichkeit
Du, vermählt meine Göttin, Phantasie
Zu neuer Freude, edlerem Entzücken,
Der enge Kreis der Jugend mir erhöht.

Und möchten neue in die verschwundnen Farben
Die rosig Natur in meinem Busen sei. —
Und schenkte wieder auf die Blumenfluren
In meiner Brust, was sie mir früh entriß. —

Vergebens! ach! so kann nicht den Sinnen
Der einmal nur die Harmonie berührt:
Der wilder wird an deren Busen erwarmen,
Wen ich von ihr in kalte Nacht verstieß. —

Er ist dahin! — Nun, Himmel! nun so thürme
Nur Berg und Trübsal auf, die Herzen regt,
Und mache mich durch Ungewitterstürme,
Daß mein Gemüth nur endlich Wellen schlägt!

Ich fand die Arbeit sehr gut, und weil mir das gestrige Gespräch über den Fremden noch im Kopfe lag, übertrieb ich manches. Es ist mir überhaupt immer schwer gewesen, ein Gedicht eigentlich zu beurtheilen, meine Lieblingsdichter glaube ich ganz zu verstehn, und spreche nur ungern über sie, bey den andern fühlt mich nur gar zu leicht eine augenblickliche Stimmung, und nimmt mich zu sehr dafür, oder dagegen ein.

Xavier stimmte mir im Ganzen bey, nur mag er gern die Sachen so lange beschneiden und beschränken, aus Furcht zu viel zu sagen, so, daß er manchmal am Ende gar nichts sagt. Die Untugend haben manche Leute, die nicht gern etwas Unvernünftiges sagen wollen, und doch das Sprechen nicht lassen können. — Mein Schwiegervater hatte gegen das Gedicht vieles einzuwenden.

Es iſt alles recht hübſch geſagt, fing er an, aber es ſind am Ende doch mehr gereimte Worte, als ein eigentliches Gedicht.

Ich. Aber warum wollen Sie es kein Gedicht nennen?

Martin. Ich kann es ſelbſt nicht ſo eigentlich ſagen, allein es iſt mir ein gewiſſes geſuchtes Weſen, eine erzwungene Pracht darinn. Die Empfindung iſt vielleicht natürlich und ungeſucht, allein die Ausdrücke ſind ſo weit hergeholt. Ich kann es überhaupt gar nicht leiden, wenn man die Poeſie immer nur für eine überſetzte, affektirte Proſa hält, ſie müßte ſo natürlich ſeyn, daß man meynte, es könnte und müßte gar nicht anders geſchrieben werden. Aber da ſitzt mein Sohn und zerbeißt ſich oft die Finger, und ſagt lieber nicht zu ſchreiben, quält er ſich ſo lange, bis er endlich ein Gedicht hervorgebracht hat, das denn doch wirklich in Verſen abgeſetzt iſt.

Liesler. Aber die Natur macht es doch nicht allein aus, es muß denn doch auch Kunſt darinn ſtecken.

Martin. Die Kunſt kömmt mir immer gerade ſo vor, wie die Gedichte, die ich in einem ganz

alten Buche in der Form von Weingläſern oder Holzärten geſehn habe, es reimte ſich alles auf eine wunderbare Weiſe, und die Worte brachten ordentlich die Figur heraus, aber es kam mir doch mehr albern, als kunſtmäßig vor.

Liesker. Man kann auch vielleicht die Naturlichkeit zu ſehr lieben.

Martin. Das kann ich unmöglich glauben.

Liesker. Und die Kunſt muß am Ende von der Natur abweichen, um Kunſt zu ſeyn.

Martin. Es iſt möglich, und dann bin ich kein Kunſtfreund.

Ich. Eben ſo wenig ein Kritiker.

Martin. Ey bewahre, nur ein ſimpler Menſch, der gern etwas Gutes leſet.

Ich. Aber eben den Begriff des Guten — wir drehen uns da in einem Zirkel.

Martin. Wir wollen lieber ſpazieren gehn.

Wir durchſtreichen hierauf den Garten und die ſchönen benachbarten Wieſen.

Zehntes Kapitel.

Ein Gespenstergeschichte.

Das Abendessen war schon vorüber, als wir noch beysammen saßen, und uns über mancherley Dinge unterredeten. Es war wieder Regenwetter eingefallen, und schwarze Wolken zogen über die Berge hinweg, der Wind winselte um die Ecke des Dorfes, kurz, es war jene schauerige Zeit, in der man sich gern in einer Ecke des Zimmers zusammen krümmt, und entweder den Flug der Wolken betrachtet, oder liest, oder sich wunderbare Geschichten erzählt.

Ohne daß wir es bemerkten, wandte sich das Gespräch auf die Existenz der Geister, Becker und Martin schüttelten über den Gegenstand des Gesprächs die Köpfe. Mein Schwiegervater erzieht nemlich noch immer an meiner Frau, er sieht es daher ungern, wenn in ihrer Gegenwart von solchen Sachen gesprochen wird, weil er meynt, es könnten ihr dadurch seltsame Vorurtheile beygebracht werden, und weil er sich noch überdies bey

Erzählungen von Geſpenſtergeſchichten fürchtet, ſo ſind ſie ihm im höchſten Grade zuwider. Lieber mag ſie im Grunde ſehr gerne anhören, aber wenn er meynt, daß vernünftige Leute zugegen ſind, ſchämt er ſich dieſes Vergnügens. Als ich daher an dieſem Geſpräche lebhaften Antheil nahm, faßen beide, wie geſagt, mit dem Rücken ſchweigend da, und betrachteten mich mit einiger Verachtung von der Seite.

Der Fremde riß das Geſpräch an ſich, und da er durch meine Reden ſchon dreyſter geworden war, behauptete er, ohne Zurückhaltung, er ſey vom Daſeyn der Geiſter überzeugt, und er habe das vollkommenſte Recht zu dieſer Ueberzeugung. Unſre Aufmerkſamkeit ward geſpannt, und er fing folgendermaßen an:

Als ich auf meiner Flucht mich an einem Abende einem Dorfe näherte, ſah ich in einiger Entfernung einen alten Mann auf mich zukommen. Es dämmerte, und ich muß geſtehn, daß mich dieſe ſeltſame Geſtalt ſchon in der Entfernung erſchreckte. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß ihm ein großer grauer Bart über die Bruſt hinab floß, der ihm ein äußerſt ehrwürdiges

Anſehn gab. Er fuhr mit den Händen in der Luft herum, und machte ſeltſame Gebärden, woraus ich ſchloß, daß er wahnſinnig ſeyn müßte. Ich kam ihm ganz nahe, und, um meine Furcht zu verbergen, fragte ich ihn nach dem Wege.

Ich habe keinen Weg, antwortete er.

Keinen Weg? fragte ich erſtaunt.

Niemand kennt ſeinen Weg; es iſt Einbildung, daß wir vorwärts gehn.

Einbildung?

Nichts weiter.

Wer biſt du? Wie heißeſt du?

Ich habe keinen Namen.

Keinen Namen?

Wozu? Ich glaube, ich bin ein Menſch, und daran iſt es mir genug.

Du erſchreckſt mich.

Der Alte lachte laut auf, und pfiff dann eine bekannte Melodie.

Entſetzlicher! rief ich aus.

Narr! antwortete jener.

Wo kommſt du her?

Ich weiß es nicht.

Wohin gehſt du?

Das kümmert mich nicht.

Ich wollte fort gehn! — Halt! rief er mir zu; in dieser Nacht wirst du etwas Großes erfahren.

Etwas Großes? fragte ich.

Frage nicht, antwortete er, sondern sieh und denke.

Wozu denken?

Um nicht zu verzweifeln.

Verzweifeln?

Weil du ein Sterblicher bist. —

Nach diesem seltsamen Gespräche trennten wir uns, das ich gern noch länger fortgesetzt hatte, um mehr von ihm zu erfahren.

Ich kam im Dorfe an: es war schon gegen Mitternacht. Man führte mich in ein schlechtes, abgelegenes Zimmer, und ich fürchte mich in der Einsamkeit. Ein feuchter Wind zog durch die Gebüsche und wehete um die Ecke des Hauses; ich konnte unmöglich schlafen, sondern öfnete das Fenster, und sah nach den Sternen und den ungeheuern Wolken, die durch den Himmel zogen. —

Auf einmal erblickte ich im nahliegenden Walde etwas Weißes, das ich, trotz aller Anstrengung,

nicht genauer unterſcheiden konnte. Der Schimmer ſchwebte näher, und immer näher, es war wie ein Wolkenſtreif; jetzt nahm er eine Geſtalt an, wie die Bildung eines Menſchen, und ſeine Bewegung ward immer ſchneller. Ein kalter Entſetzen ergriff mich, und nun war mir die Geſtalt ſo nahe, daß ich Adelaiden erkannte. Sie mit einer eiskalten Hand berührte es mein Geſicht, und ſeufzte in bangen, gebrochenen Tönen: ich bin geſtorben, folge mir bald nach. —

Ich ſtürzte zuſammen, und erwachte nur erſt ſpät am Morgen von meiner Betäubung.

Daher bin ich überzeugt, daß ſie todt iſt, und es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als auch zu ſterben. Der Himmel möge mich bald dieſem elenden, irrdiſchen Getümmel entrücken!

Als er mit dieſem Stoßgebete ſeine wunderbare Geſchichte beſchloſſen hatte, ſtand er auf, und ging mit einer feyerlichen und langſamen Bewegung auf ſein Zimmer, indeß wir ihm alle, ohne ein Wort zu ſprechen, nachſahen.

Eilftes Kapitel.

Kritik des vorigen Kapitels.

Es geschieht zuweilen, daß verschiedene Personen dasselbe thun, aber aus ganz verschiedenen Bewegungsgründen. Ich war still und nachdenkend, weil ich nun fand, daß man in der Geschichte des unbekannten Unglücklichen gar nichts einmal hinzu erfinden oder lügen dürfe, um sie äußerst interessant zu machen. Es war alles so vortreflich zugeschnitten, daß dem Leser fast gar nichts mehr zu wünschen übrig blieb: ich fand es überdies äußerst wahrscheinlich, daß, wenn der seltsame Fremde nur noch einige Zeit fortlebte, er ohne Zweifel noch mehrere Erscheinungen, so wie andre Unglücksfalle, erleben würde, denn er stand jetzt erst in der unentwickelten Mitte seiner Geschichte, sein Einkehren bey mir mußte etwa den zweyten Theil beschließen, dann mußte er ein Stück weiter leben, und sein Biograph mußte dann zur Fortsetzung nach einer neuen Feder greifen.

Mannchen war stumm, weil sie nicht wußte, was sie aus der Erzählung machen sollte. Sie

überlegte den Zusammenhang der Geschichte, und dachte über den, der sie erzählt hatte, und so bald sie über etwas in Zweifel ist, ist es ihr unmöglich, zu sprechen. Viele Leute sprechen in diesem Zustande am liebsten, weil sie dann eine recht dauerhafte Materie des Gespräches haben.

Liesker hatte eben bey sich ausgemacht, daß man die ganze Erzählung des Fremden sehr gut psychologisch erklären könne, ohne auch nur einen einzigen Umstand abzuläugnen: er glaubte, daß es eine recht interessante Abhandlung für die Erfahrungsseelenkunde werden könnte, wenn man sich die Mühe geben wollte, alles recht umständlich auseinander zu setzen. Der Unglückliche sey auf der Reise voll von trüben Vorstellungen gewesen, ein Wahnsinniger sey ihm begegnet, und habe alles das wirklich zu ihm gesprochen, was er erzählt habe, dies habe ihn noch mehr erregt, die Vorstellung, seine Geliebte sey gestorben, sey nun bey ihm recht lebendig geworden, und so habe sich auf die natürlichste Art jene wunderbare Erscheinung erzeugt.

Ach was! rief sein Schwiegervater aus; wer wird sich hier noch mit einer vernünftigen

Erklärung abquälen wollen: gewiſſe alberne Dinge ſollte man niemals vernünftig anzuſehn ſuchen, denn je mehr man ſich dieſe Mühe giebt, je dummer kommen ſie einem vor. Weit kürzer iſt es, daß ich alles für eine abgeſchmackte Lüge halte, für ein ſchlechterfundenes Märchen, wie es ſchon in tauſend und tauſend ſchlechten Büchern ſteht. Dieſer Menſch iſt ein Kerl, der gern alles erlebt haben will, und weil das in dem Alter nicht möglich iſt, ſo will er ſich mit ſeiner Phantaſie nachhelfen, ſo gut er kann, und weil ihm auch davon Gott nicht viel hat zunehmen laſſen, ſo verſteht er es nicht einmal, ſeine Erfindungen wahrſcheinlich zu machen. Weil wir ihn ſo geduldig anhören, wird er mit jedem Tage abgeſchmackter werden, er wird unſerm Verſtande immer mehr bieten, weil der es ſich bieten läßt; er hat das Sprichwort im Kopfe, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Riccker. Sollte ein Menſch ſo unverſchämt ſeyn können?

Martin. Nichts natürlicher, denn wir ſind es zu wenig: je blöder man mit Menſchen von dem Schlage umgeht, je dreiſter werden ſie ſelbſt.

Es

Er wird uns nächſtens erzählen, daß er Geiſter beſchwören könne, und ich wette, daß wir alle wieder ganz ſtill ſitzen, und thun, als wenn wir es glauben; beſonders hat mein Schwiegerſohn immer einen verſäumten Reſpekt vor ſolchen Wundertieln; über Kinder, die ſo geboren ſind, lacht er, und wenn ihm nun gar ein Menſch aus einem ſolchen abgeſchmackten Kinde in den Weg kömmt, ſo hält er ihn ordentlich für was Rechts.

Ich. Es iſt ſehr wahr, daß ich oft jemand zu ſehr achte, bloß, um nicht in die Gefahr zu gerathen, ihm Unrecht zu thun.

Martin. Aber das andere iſt ja noch ſchlimmer, es iſt gerade, wie viele Leute ihre Kinder erziehn.

Ich. Aber was ſoll ich thun?

Martin. Solchen Leuten zu verſtehen geben, daß man ſie nicht leiden kann, oder es ihnen gerade zu in's Geſicht ſagen. — Meinetwegen ich muß meinem Herrn Platz machen, wenn er noch einmal mit ſolcher Geſchichte angezogen kommt; ich werde ihm dann ſagen, daß wir das alles ſchon irgendwo geleſen haben.

Liedler. Es ſcheint mir auch am Ende ſo ein Vorurtheil zu ſeyn, der aus jedem Romanen ſeine Nahrung zieht, und daraus ſeinen Charakter diſtillirt.

Martin. Ganz Recht; nichts weiter iſt er. Das ganze Geſpräch mit dem Alten iſt ja, als wenn es aus dem einen konfuſen, ägyptiſchen Buche abgeſchrieben wäre. — ich kann mich nicht auf den Namen beſinnen —

Liesker. Welches meynen Sie?

Martin. Wir fingen es einmal an zu leſen, weil uns der Prediger davon geſagt hatte, es kämen ſo viele geheime und bedeutende Winke darinn vor. — Je, es iſt ſo ein gewiſſer wunderlicher Heiliger darinn: — mich dünkt, es heißt, die Obelisken.

Liesker. Ach, Sie meynen die Pyramiden.

Martin. Nun, Obelisken oder Pyramiden, ich habe nicht weit darinn leſen können. — Da kommen viele ſolche intereſſante Geſpräche vor, wo einer dem andern immer das Wort aus dem Munde nimmt, und man am Ende nicht weiß, was beyde wollen. Solche Dialoge fallen die Seiten in den Büchern recht hübſch, und es lieſt ſich wenigſtens raſch weg.

Liesker. Es iſt eine gewiſſe neue Art zu ſprechen, die man jetzt in vielen Büchern findet. Sie heißen's den kurzen, lebhaften Dialog. —

Es war indeß ſchon ſpät geworden, und jedermann ging ſchlafen.

Zwölftes Kapitel.

Bekenntniße

Nachdem einige Tage verfloßen waren, reiste mein Freund Lieber wieder fort, weil ihn ſeine Geſchäfte abriefen. Unſer Abſchied iſt immer ſo zärtlich, als wenn wir uns ſo ſehr langer Zeit nicht wieder ſehn würden; er ſaß wieder auf ſeinem geliebten Pferde, und trat die Rückreiſe mit vieler Zufriedenheit an.

Bald darauf kam der Unbekannte auf mein Zimmer, und bat mich um eine Stunde Gehör, weil er mir allein etwas zu eröfnen habe. Ich war auf ſeinen Vortrag begierig, und er fing auf folgende Art an:

Sie haben doch ohne Zweifel die Confeſſions des Jean Jaques geleſen?

O ja. —

Und was ſagen Sie dazu?

Das kürzeſte, was ich ſagen könnte, wäre, daß ich nicht recht weiß, was ich dazu ſagen ſoll.

Sie werden doch aber nicht zu jenen Elenden gehören, die nach dieſen Bekenntniſſen jenen großen Mann für einen Verworfenen halten? — Ich darf Ihnen alſo wohl geſtehn, daß tauſend

unbeschreibliche Empfindungen, tausend quaalvolle Erinnerungen und unwiderstehliche Ahndungen, ja das ganze Heer jener unbegreiflichen und unsichtbaren Wesen, die so oft unsre Handlungen gegen unsern Willen lenken, mich bewogen, Ihnen nicht meine Geschichte zu entdecken, sondern Sie mit einigen kleinen Erfindungen zu hintergehn.

O Lebenserhalter! Lebenserhalter! seufzte ich aus tiefer Seele, und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen.

Aber, fuhr jener fort, ich schäme mich jetzt selbst jener Kleinmüthigkeit, und daß ich zu einem edlen Manne so wenig Zutrauen fassen konnte. Ich will mich daher selbst bestrafen, und Ihnen jetzt weitläuftig meine wahre Geschichte erzählen. Wenn sie unbillig sind, werden Sie mich vielleicht nach meinen Geständnissen noch mehr verachten, als Sie es jetzt schon thun; aber ich will es darauf wagen. —

Ich komme von der Stadt — —

Halt! rief ich aus: Ihre Geschichte, die Sie mir jetzt erzählen wollen, sey nun wahr, oder falsch, so mag ich sie nicht hören. Ich könnte Ihnen, wie Sie sagen, Unrecht thun, und darum verschonen Sie mich lieber damit.

Ich drehte mich unwillig um, der Unbekannte machte noch einige Einwendungen, da er aber

sah, daß sie nichts fruchteten, verließ er endlich mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

Bin ich nicht ein großer Mann! rief ich aus, und ging in der Stube auf und ab. — Kann ich mich denn nicht von jener Sucht losmachen, alles immer anders finden zu wollen, als die übrigen Menschen? Muß ich immer bey den simpeln Leuten in die Schule gehn, und so theures Lehrgeld bezahlen? — Mir wird mein Schwiegervater trümpfieren! — Und nun weiß ich überdies nicht einmal, wie ich den fatalen Menschen los werden soll. — So geht es, wenn man Bücher schreibt, und durchaus immer neue schreiben will: der Mensch ware mir sonst gleich wie ein Narr vorgekommen, aber nun hat er mich zu einem weit größern gemacht, als er selber ist. —

Ich konnte mich gar nicht über mich selber zufrieden geben, ich war mir bis dahin edler und besser vorgekommen, als andre Menschen, weil ich einen unglücklichen Flüchtling in Schutz genommen hatte; ich bewunderte an mir die größere Toleranz, die zarte Fähigkeit, mich in jede fremdartige Seele zu versetzen: und nun erschien mir alles als eine Albernheit, als eine leere Großsprecherey von mir selber; ich fand es am Ende nicht mehr so verdienstlich, daß der

Mensch mir so dummes Zeug vorgelesen hatte, weil ich mich selbst mit ähnlichen Abgeschmacktheiten gequält hatte.

Ist man erst einmal mit diesen Empfindungen im Stande, so treibt man auch die Feindschaft gegen sich selbst zu weit.

Nach wenen Tagen war der Unbekannte aus unserm Hause verschwunden, ohne von uns Abschied zu nehmen; auf seinem Tische lag ein Gedicht im frevelsten Silbenmaaße, worinn er behauptete, daß ihn die Sterne weiter riefen, und er ihrer großen Gewalt nicht widerstehn könne.

Wir wunderten uns darüber, aber noch mehr, daß er meinem Schwiegervater eine ansehnliche Summe von harten Thalern gegeben hatte, für die er sich von ihm Gold hatte geben lassen.

Vater Martin war voller Freude, daß er mit seiner Meynung doch recht gehabt hätte; er setzte sich noch an demselben Tage nieder, und berichtete den ganzen Vorfall sehr weitläuftig seinem Freunde Luther.

Zwölftes Kapitel.

Ein äußerst unruhiger Tag.

Ich ritt nach acht Tagen ohngefähr wieder nach der Stadt, von der ich schon einmal in diesem Theile geschrieben habe. Mein Schwiegervater war schon am vorigen Abende hingefahren, weil er mancherley Geschäfte abzumachen hatte.

Kaum war ich in der Stadt angekommen, als ich zu meinem Leidwesen bemerkte, daß ich gerade einen sehr unglücklichen Tag ausgewählt hatte. Ich hatte unterdeß meine Theorie von den unglücklichen Tagen ganz vergessen, sie war mir als eine abentheuerliche Schimäre vorgekommen, und ich war daher ohne alle Furcht, ohne Nachdenken von meinem Hause abgereist.

In allen Straßen ward ich gedrängt und gestoßen. Mein Pferd ward scheu, und die Wache wollte mich durchaus arretiren, weil es die Trommel vom Volk herunter und in die Gasse geworfen hatte. — Nachher ritt ich in einige Branntweinhäuser, daß ich mich gar nicht wieder zurück finden konnte. Ein Pompenjammler betäubte mich mit seiner Pfeife so, daß ich

beynahe aus dem Sattel in die Obstkorbe einiger Bäuerinnen fiel.

Auf den öffentlichen Plätzen schlug sich der Nährstand mit dem Wehrstand, ersterer behauptete, letzterer habe ihm etwas gestohlen: die Zuschauer waren theils für diesen, theils für jenen partheyisch, und auch ihre Händel wären bald in Thätlichkeiten ausgeartet.

Ich suchte in der Angst in einem Gasthofe einzukehren, aber alle öffentlichen Oerter waren besetzt: zum Ueberfluß kam mir nun noch ein Zug von Seiltänzern und spanischen Reutern mit einer lauten Musik entgegen, unter welche mein Pferd hinein trabte, und sie durchaus nicht eher wieder verlassen wollte, bis sie die ganze Stadt durchzogen hatten, und dann nach ihrem Gasthofe zurück kehrten. Hier fand ich noch ein kleines Zimmer, und ich glaubte nun, alle Mühseligkeiten überstanden zu haben.

Als ich nach dem Mittagsessen wieder ausging, hörte ich auf den Straßen ein gewaltiges Geschrey. Eine Menge von Gassenjungen liefen umher, und konnten nicht laut genug jauchzen. Ich erkundigte mich, was es denn gäbe, und man schrie mir entgegen: sie haben ihn, sie haben den falschen Munzer! —

Ich ſah jetzt die Wache aus der Ferne kommen, die von ſo unzähligen Leuten begleitet ward, daß ich den Miſſethäter gar nicht heraus finden konnte. — Der Zug ging nun an mir vorüber, und zu meinem größten Erſtaunen ſah ich meinen Schwiegervater Martin nach der Wache bringen.

Und hier muß ich nun vor's Erſte die Geſchichte dieſes Theils beſchließen; ich thue es bloß, um den Leſer auf den folgenden deſto neugieriger zu machen.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Brief.

Ich will dem Leser nur noch einen Brief mittheilen, den ich vor einiger Zeit erhielt, damit er daraus sehe, welch ein bekannter und angesehener Mann aus mir wird. Ich habe schon mehr Leute gesehen, die Briefe, die sie von gekrönten Häuptern, oder vornehmen Personen bekommen, unter Glas und Rahm fassen lassen, und zu jedermanns Erbauung in ihre Putzstube aufhängen. Ich habe mit nachfolgendem Briefe dasselbe gethan, aber ich will ihn hier noch zum Ueberfluß abdrucken lassen, damit ihn auch alle diejenigen lesen können, die sich nicht die Mühe geben wollen, mich zu besuchen.

Hochedelgeborner Herr!

Ich bin sehr erfreut, daß ich durch Dero Buch die Bekanntschaft von Ew. Hochedlen gemacht habe. Ich muß Denenselben nehmlich zu wissen thun, daß ich mich von Jugend auf einer vernünftigen Aufklärung befliessen habe, ich lese daher nicht alle Bücher ohne Ausnahme, sondern nur die guten. Es wird Denenselben bekannt seyn, daß Ihre Lebens-

Univ. Bibl.

beſchreibung in Wien verboten iſt, und da ich nun eigentlich nur die verbotenen Bücher leſe, ſo war es gleich mein erſtes Geſchäft, mir den erſten Theil des Peter Lebrecht, zugleich mit den grauen Brüdern und andern vortreflichen Werken, kommen zu laſſen. Ich erſah aus Dero Geſchichte, daß Dieſelben eigentlich ein Edelmann ſind, ich war daher lange ungewiß, wie ich Sie anreden und titulieren ſollte, doch, da ſie den Adel wieder abgelegt haben, und durch Ihre Mesalliance zeigen, daß ſie ihn faſt nicht achten, ſo habe ich endlich doch nach vielem Bedenken die bürgerliche Anrede gewählt, wodurch ich aber Dieſelben auf keine Weiſe habe beleidigen wollen.

Ich will aber zum Zwecke meines Schreibens kommen. Ich habe aus Ihrem Buche geſehn, daß Sie ein Mann von ungemein großen Talenten ſind, daß Sie vernünftig und aufgeklärt denken, und einen angenehmen und zugleich lehrreichen Styl in Ihrer Gewalt haben. Auch damit, die Nürnberger gelehrte Zeitung hat auch ein ähnliches Urtheil gefällt, ich kann alſo um ſo ſichrer ſeyn, daß ich nicht auf falſchen Irrwegen wandle. Neulich ſah ich hier ein Werk in Folio, mit ſehr vielen ausgemalten Kupfern; ich glaube, es war

eine sogenannte Flora oder Fauna, wo sich ein Gelehrter die Mühe gegeben hatte, von Blumen, ihren Geschlechtern und Verfahren ein weitläuftiges Wesen zu beschreiben. Nun hätt' ich gar zu gern eine solche Fauna mit ausgemahlten Kupfern und Wappenschildern von meiner eigenen Familie; ich habe in meinem Cabinete ein großes Archiv, und ich wollte eben Dasselbe ersuchen, hieher zu kommen, und allhier einen ähnlichen Notizauten zu schreiben. Unter meinen Ahnherrn waren große und denkwürdige Männer. Nur müssen sich Dieselben in diesem Buche vor dem schwerhaften und niedlichen Style sehr in Acht nehmen, sondern immer tief in's Große und Ernsthafte hineinzugehen suchen: denn Lachen hat seine Zeit, und auch die Würde hat ihre Zeit. So könnten Ew. Hochedlen der Geschichtschreiber meiner Familie werden, das Buch müßte so eingerichtet werden, daß es in Wien verboten würde, damit auch eben so aufgeklärte und vernünftige Männer als ich, es läsen und beherzigten, und indem ich Ihre Antwort erwarte verharre ich

Dero Freund und Gönner,

Baron D.. zu A . . . frt., Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf G . . .

Funfzehntes Kapitel.

Antwort und Beschluß an den Leser.

Hochwohlgeborner Herr!

Ueber das Zutrauen, das Dieselben zu mir haben, so wie über den Verfall, den Sie mir äußerten, bin ich ~~unendlich erfreut~~, nur thut es mir leid, daß ich nicht so glücklich seyn kann, das anädige Anerbieten des Herrn Barons anzunehmen, denn leider sah' ich mich genöthigt zu erkennen, daß ich den großen und heroischen Styl nicht im mindesten in meiner Gewalt habe: ohne, daß ich es bemerke, acht er oft in's Gemeine und Scherzhafte über. Ja, es ist mir so weit gekommen, daß mich das ernsthafte Ernsthafte oft am allerlächerlichsten dünkt, und daß ich in manchen Stunden unter der komischen und betrübten Darstellung keinen Unterschied zu machen vermochte. Daß eine solche Verwechslung in Wien verboten würde, wäre sehr leicht zu bewerkstelligen, man darf nur ein paarmal der Klöster und Mönche erwähnen, besonders aber auf eine scherzhafte Weise, so kann man darauf wetten, daß das Buch verboten wird, ja

es sollte mir selbst keine Mühe kosten, es dahin zu bringen, daß man es noch in manchen andern Ländern nicht lesen dürfte, so, daß dieses Werk dadurch ein äußerst kostbares und unvergleichliches Werk würde, aber wie gesagt, der hierographische Titel steht nicht in meiner Macht. Dero Ahndern aber haben vielleicht manches Gute und Vortrefliche bewerkstelligt, Länder angebaut, und Tausende von Menschen glücklich gemacht; [illegible] also diese Geschichten nicht verlohren gingen, so möchte ich wohl so frey seyn, mir manches davon als einen Vertrag zu meinen neuen Volksmärchen auszubitten. — Ich verharre in der tiefsten Ergebenheit

Ew. Hochwohlgeborn

ergebenster

Peter Lebrecht.

An den Leser.

Hier schließe ich nun den zweyten Theil meiner Geschichte, wer von Ihnen, mein Leser, etwas weiter will, wird sich weiter umsehen müssen, er wird bey mir nichts finden. Ich habe die Geschichte meiner Familie vollendet, und die wahrhafte und aufrichtige Quelle dargelegt, wie und auf welche Art ich mein Freund Lieber verlohren. Ich hoffe auch das dahin manches [illegible] zu erlangen, so, daß der dritte Theil ohne Zweifel sehr gelesen zu werden verdient.

Da ich mich bald nicht zu setzen denke, so hatte ich erst, da ich um mich her so viele Journale aufwachsen sah, die Idee, meine Geschichte in der Form eines Journals monatlich herauszugeben, so wie der Apollo nichts als Anecdoten und Geniergeschichten enthält; ich hatte dann weit mehr zu einem genauen und interessanten Detail gehabt, und jeden Vorfall in meiner Familie sehr weitläuftig und umständlich berichten können; es wäre dann ein recht eigentliches Journal für Hausväter, und überhaupt für Leser in allen Ständen geworden. Meine Frau ist jetzt z. B. schwanger, ich erwarte in einem Monat ihre Entbindung, und wenn ich in Brandenburg gelebt hätte, so würden sich die Stammbücher der Denkwürdigkeiten der Churmark sehr freuen, den Namen meines Kindes, so wie den von allen Cavalliern aufgezeichnet zu sehen, meine Geschichte gehörte dann gewiß unter den Urkunden von den Preußischen Landen. Des Journal lehrt auf seine Art von den Vorfallen des Tages, und so würde ich es mit meiner Familie gemacht haben, und wenn auch

manchmal nichts vorgefallen wäre, so hätte ich dann manche Lügen von meinem Schwiegervater unter die Leute gebracht, und sie dann im folgenden Stücke wiederrufen, und weitläuftig widerlegt. So hatte es mir gewiß an Stoffe nie gemangelt.

Ich wollte auch noch eine andre nützliche Einrichtung mit diesem Journale verbinden. Es fehlt den Deutschen bis jetzt immer noch an guten Satyren; ich that mich daher mit einem gewissen Weltweisen Recken zusammen, der bis jetzt im Archiv des Berlinischen Geschmacks gearbeitet hat, und der sich seinen Lesern, ohne ihm zu schmeicheln, als einen in der Kunst schlecht zu schreiben, gezeigt haben muß. Er versprach mir viele Satyren, und in einem noch andern Zwischenraume, in dem er mich der Prof: noch mehr zu haben bestreben wollte; er sagte mir, daß er nun in seinen Satyren fast alle namhaften Männer in Berlin benannt hätte, er wollte nun auch zu andern Städten übergehn, so, daß seine Satyren zugleich als Namensregister berühmter Gelehrten gebraucht werden konnten. — Man kann sich einbilden, daß ich diesen Vorschlag mit beyden Handen ergriff, allein zu unserm Leidwesen wollte sich kein Verleger zu diesem Journale anstehen lassen, und so wird es dann wohl, Hochgeehrte Leser, dabey bleiben müssen, daß Sie im dritten Theil die Fortsetzung meiner hochstwahrhaften Geschichte suchen müssen.

Ende des zweyten Theils.